Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 28/29 — Abonnement vierteljährlich 6 Mark, Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. — 19. Dezember 1907

An unsere Leser.

Am 1. Januar 1908 beginnt der „Morgen" sein drittes Quartal. Er hat, in der kurzen Zeit seines Bestehens, sich seinen festen Platz in der Menge der Erscheinungen gesichert und ist aus dem Bilde der Gegenwart nicht mehr zu tilgen. Er war redlich bemüht, Alles, was vom Tage den Tag überdauert, in den Kreis des Betrachtens zu ziehen, aus der Gegenwart zu scheiden, was noch dem Morgen gehört.

Er wird auch in Zukunft in diesem Bemühen nicht erlahmen, keine Mühe scheuen, die den inneren Ausbau der Zeitschrift zu bereichern geeignet ist, und den Lesern nur Werke hervorragender und gediegener Mitarbeiter übermitteln. Von allen Gebieten. Politik und Kunst, Wissenschaft und schaffendes Leben in allen ihren Emanationen werden im „Morgen" ihre Spiegelung erfahren. Daneben wird die Literatur durch eine Reihe größerer Werke (Dramen, Romane und Novellen) von ersten Autoren zu Worte kommen.

Für die beste bis zum 15. März bei der Schriftleitung eingehende Novelle, deren Umfang acht Druckseiten nicht übersteigen darf, setzen wir einen Preis von 2000 Mark aus. Die Novelle erscheint im nächstjährigen Osterheft.

Verlag des „Morgen". Redaktion des „Morgen".

Fortschritte des nationalen und liberalen Denkens in Deutschland während der vierziger Jahre.

Von Karl Lamprecht.

Bis zum Jahre 1820 etwa hatte in Deutschland im ganzen und großen noch die frische begeisterte Vaterlandsliebe der Zeit der Freiheitskriege fortgewährt. Dann aber war sie weit mehr, als man gewöhnlich annimmt, in Partikularismus, Kosmopolitismus, ja Antinationalismus untergegangen. Und so war es zu keinen vaterländischen Erörterungen großen Stiles mehr, geschweige denn zu nationalen Parteibildungen gekommen; und als zweifelhaftes Ergebnis all des Aufschwunges der Freiheitszeit war zunächst nichts zurückgeblieben als der schale Rest eines auf enge Kreise begrenzten nationalen Radikalismus.

Wie hätte es auch, von einem gewissen Standpunkte aus betrachtet, anders sein sollen? Ließ sich leugnen, daß dieses Volk der Franzosen, das man soeben besiegt hatte, doch der größte Kulturbringer des 18. Jahrhunderts von auswärts gewesen war? Galt nicht ein wenig das ciceronianische Erfahrungswort Victi victoribus leges dedere, dessen herbe Wahrheit uns selbst nach 1870 nicht durchweg erspart geblieben ist? In ganz Deutschland hatten noch ein gutes Teil des 18. Jahrhunderts hindurch Adel und Bürgertum französisch korrespondiert: so stark war noch die Ueberlegenheit des geistigen Exportes Frankreichs seit dem 17. Jahrhundert gewesen. Wenigstens der Adel aber hat diesen Brauch nicht bloß bis zu den Freiheitskriegen, sondern auch noch darüber hinaus festgehalten. Und wo schwärmte man nicht, bis in die vierziger Jahre hinein, für den kleinen Korporal und seine große Armee? Was sind noch am Schlusse dieser Zeit sogar die Grenadiere, die nach Rußland zogen, besungen worden!

Mit diesem Kult des Besiegten verband sich sehr bald eine befremdliche Art von Friedensliebe, die der Schätzung der eigenen Nation Abbruch tat. Da rief nicht bloß der Philister mit dem guten Hebel „Und numme keini Sebel meh!“ — auch die sogenannten besseren Kreise zeigten sich bald nach den Freiheitskriegen wieder jenes harten politischen Denkens entwöhnt, das mit dem Kriege als letzter Möglichkeit, ja letztem Gottesurteil ständig rechnet. Eine wunderliche Sorte von politischem Kosmopolitismus verbreitete sich, die dem Denken des 16. bis 18. Jahrhunderts, insbesondere der Aufklärung, einige Momente entnahm und sie mit romantischem Fühlen eigenartig durchwirkte. Nachdem das Völkerrecht seit dem 16. Jahrhundert auf die Verbindlichkeit des Ius gentium eine naturrechtliche Societas gentium aufgebaut hatte, in der, trotz aller den einzelnen Völkern gewährten Selbständigkeit, die unvertilgbare Einheit des Menschengeschlechtes zum Ausdruck kam, hatte man diese neue Völkergemeinschaft dem absterbenden Reichsgedanken zur Seite gestellt und sich in Stunden patriotischer Schwäche auf sie bezogen. Und von der Zeit ab, da, kurz nach der Mitte des 18. Jahrhunderts, durch Nettelbladt zum ersten Male die Theorie des Bundesstaatsbegriffes deutlicher ausgestaltet und noch vor Untergang des Reiches durch Pütter auf dessen staatsrechtliche Konstruktion übertragen worden war, hatte man begonnen, in einer weiteren

Ausdehnung dieser Vorstellungen auf die Menschheit oder wenigstens auf die europäische Staatengemeinschaft von einer über die Nation hinausreichenden Bildung halb öffentlichrechtlichen und halb völkerrechtlichen Charakters zu schwärmen, in der mit anderen Völkern auch das deutsche aufzugehen bestimmt sei. Es waren Gedanken, die besonders seit dem Untergange des alten Reiches an Kraft innerer Gestaltung wuchsen. So hat der warmherzige Philosoph Krause im Jahre 1808 seinen „Erdrechtsbund" geschrieben*), indem er vorschlug, Europa unter Napoleons Führung und unter französischer Vorherrschaft zu einem Einheitsstaate zu gestalten mit Paris als natürlichem Sitze der Weltregierung, der französischen Sprache als Staatssprache — und dem allgemeinen Verbote des Leihens auf Zinsen: Phantasien, die durch die Kriege der Folgezeit bald aufs grausamste gekennzeichnet wurden. Als aber nach dem ersten Pariser Frieden die Heilige Allianz ins Leben zu treten begann: hatte man da nicht in manchem Betrachte den ersehnten Erdrechtsbund? Und bewährte er sich nicht gegen Napoleon, den verkörperten Antichrist, wie gegen das geistige Antichristentum des Liberalismus? Da war die große Lebensform errungen, deren man bedurfte. Wozu noch, im Schutzbereiche der Heiligen Allianz, eine nationale Einheit hinaus über die des Deutschen Bundes?.

Selbst in den Kreisen, die liberal empfanden, gewöhnte man sich an diesen Zustand. War man denn am Ende nicht wirklich in erster Linie Oesterreicher, Preuße, Sachse; Mecklenburger, Reuß-Schleizer, Reuß-Greizer? Die Nationalität fiel aus; höchstens daß man für sie einen überaus vagen Begriff volkstümlicher Bindung entwickelte. In der zartesten, unbrauchbarsten Form findet sich dieser Begriff schon in der Frühromantik. „Deutsche gibt es überall, und Germanität ist so wenig wie Romanität, Gräzität oder Britannität auf einen besonderen Staat eingeschränkt; es sind nur allgemeine Menschencharaktere, die nur hier und da vorzüglich allgemein geworden sind." Zu den Zeiten des Jungen Deutschlands ist dieser Begriff dann gang und gäbe; und schon in Kühnes Novellen vom Jahre 1831 wird die fataldeutliche Frage Ernst Moritz Arndts, was des Deutschen Vaterland sei, mit dem Satze beantwortet, für die Gemäßigten sei „die Einheit Deutschlands nicht untergegangen, weil diese nicht in äußeren Formen, sondern in idealer Weise in deutscher Kunst und Wissenschaft" zu suchen sei.

Da war es denn doch gut, daß es außer den „Gemäßigten" auch noch Radikale und außer den Gebildeten auch noch ein Volk gab. In den unteren Kreisen der Nation war das Gefühl des Deutschtums noch stark, ein mächtiges Fundament späteren Aufschwunges, heftete es sich politisch an die immer noch nicht völlig abgestorbenen Reste der Kaisersage des Mittelalters, deren tiefen Sinn Rückert in seinem Kaiser-Barbarossa-Lied unmittelbar nach den Freiheitskriegen erneuert hatte. Unter den Gebildeten hielten namentlich die Mitglieder der weitverbreiteten Burschenschaften der Universitäten an den politischen Einheitshoffnungen fest; sie wollten „das Wort nicht brechen, nicht Buben werden gleich"; sie wollten „predigen und sprechen vom heil'gen Deutschen Reich".

Aber mit den dreißiger Jahren, mit der zunehmenden Erörterung öffentlicher Fragen überhaupt, begann auch der nie abgestorbene Keim des nationalen Gedankens von neuem kräftiger zu schwellen. Leise trieb er namentlich bei den Jungdeutschen empor und zerstreute die Vorliebe

*) Herausg. von Mollat, 1893.

für Frankreich und den Kosmopolitismus. Und deutlich kann man verfolgen, wie seine Entwicklung einem sich erneuernden Gefühle für Kraft, Frische und Selbständigkeit parallel ging. Es ist zunächst noch etwas halb Unbewußtes, sind Stimmungen und Affekte, die aufdämmern; es ist bis zu einem gewissen Grade ein Reaktionsgefühl gegen den Intellektualismus und damit gegen die Bildung; es ist etwas wie Erdgeruch, wie steigender Saft des Volkstums. Das alles drückt sich z. B. in dem Satze Laubes vom Jahre 1838 aus, daß die Unterschiede der Nationen „bis in den geheimsten Winkel unseres Wesens eingepreßt seien und am lautesten sprächen, wenn man wer weiß welch hohe Motive zu hören glaube". Und führen diese Worte noch die kühle Sprache der Beobachtung, so ging die Zeit, und mit ihr auch der Kreis der Jungdeutschen, über den Mangel an Affekt doch schon in den nächsten Jahren hinaus.

Den Wendepunkt bezeichnet hier ziemlich genau das Jahr 1840; und so kann dies Jahr bis zu einem gewissen Grade als das Geburtsjahr des modernen deutschen Nationalgefühls gelten. Von niemand aber ist diese Zeit schließlich enthusiastischer begrüßt worden, als von dem im Grunde seines Herzens so nationalen König Ludwig von Bayern:

Endlich ist gelöst des Bannes Siegel,
Freudig sind die Herzen aufgetan,
Und das Leben wird des Denkens Spiegel,
Und zur Wahrheit, was erschien als Wahn.

Bezeichnend war dabei, daß das eigentliche Signal des Aufschwunges durch das erste Ereignis der äußeren Geschichte gegeben wurde, das die Nation seit den Tagen der Freiheitskriege wieder erregte: die Bedrohung der Rheingrenze durch die Franzosen. Es war wie das früheste, fernste Wetterleuchten einer Zeit, die da kommen mußte, einer Zeit der kriegerischen und der staatsmännischen Tat. Und alsbald erweckte diese erste nationale Stimmung auch die nationale Poesie: von der epischen Haltung, mit der Jungdeutschland die Gebildeten zu umstricken versucht hatte, sprang die Dichtung zur Lyrik über und sang zum Volke. So vermählten sich in ihr noch einmal letzte Neigungen der Vergangenheit, die auf Denken und Dichten gingen, mit der Tatenspannung des Zukünftigen. Beckers Rheinlied „Sie sollen ihn nicht haben!" erschien, ein Chor von Liedern schloß sich ihm an, geführt noch von dem greisen Ernst Moritz Arndt, der, nun einundsiebzigjährig, in einem von edelster Begeisterung getragenen Liede die Brücke schlug zwischen der Zeit der Erhebung seit 1806 und der neu sich ankündigenden Zeit der vierziger Jahre; und in den Ruf der Dichter mischte sich schon ein eherner Drommetenton der Musik; über hundertfünfzig Male ist Beckers Rheinlied komponiert worden. Unter den Komponisten aber befand sich auch Schneckenburger; und eben diesen Tagen verdankt jenes Lied von der Wacht am Rhein seine Entstehung, das ein Menschenalter später, nach langem Schlummer, zum Höchsten berufen war, was ein Dichter und Sänger erträumen kann: zum Herolds- und Kriegsrufe seines Volkes.

Alsbald aber wurden die Weisen auch mannigfaltiger und die Meinungen tiefer begründet; von den äußeren Sorgen sprang die Dichtung über zu den inneren, zu freiheitlicher Prophezeiung, Erwartung, Verkündigung. So enthält das gedankenreiche Gedicht von Robert Prutz aus dieser Zeit, „der Rhein", die Strophe:

Gebt frei das Wort, ihr Herr'n auf euren Thronen,
So wird das andre sich von selbst befrei'n.
Wagt's und vertraut! In allen euren Kronen
Wo strahlt ein hell'res, edleres Gestein?
Die Presse frei! Uns selber macht zum Richter,
Das Volk ist reif — ich wag's und sag' es laut:
Auf eure Weisen baut, auf eure Dichter,
Sie, denen Gott noch Größ'res anvertraut!

Unter diesem Ansturm schwand zunächst die begründende, forschende, staatsrechtliche Erwägung. Schon der Schluß der dreißiger Jahre hatte vielfach mit Ruge*) gemeint, der Staat sei weder ein Organismus noch eine Maschine, sondern das freie Reich der Sittlichkeit — und zu erreichen sei er nur durch scharfe Forderungen des Tages: die französische Revolution sei eine „notwendige Blutwäsche" gewesen. Im Beginne der vierziger Jahre aber waren wohl neue Anfänge einer Staatslehre zu bemerken gewesen, die nun wirklich freiem Subjektivismus zustrebte, so z. B. in Bluntschlis „Psychologischen Studien über Staat und Kirche" (1844): allein, soweit sie wirklich besser ausgebaut wurden, fielen sie doch erst späteren Zeiten zu. Was jetzt zur Frage stand, war ein anderes: Stimmungen, deren Ziele sich allmählich konkreter gestalteten; Ahnungen, die sich verdichteten; Visionen, deren Verwirklichung erstrebt, Forderungen, deren Erfüllung immer ungestümer verlangt wurde. So war denn die Politik auch innerlich eine Politik noch der Dichter; der äußeren Erscheinung nach aber sind um das eine Jahr 1840 herum allein schon die sehr politischen „Unpolitischen Lieder" von Hoffmann von Fallersleben, die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" von Dingelstedt, die satirische Komödie „Politische Wochenstube" von Prutz, die „Gedichte eines Lebendigen" von Herwegh ins Feld getreten.

Von den beteiligten Dichtern war Hoffmann von Fallersleben, damals schon etwa vierzigjährig, noch der ruhigste, der eigentliche Vaterlandssänger, der unsterbliche Dichter des „Liedes aller Deutschen": Deutschland, Deutschland über alles! (1841). Gerade, ehrlich, der Romantik noch nicht gänzlich fern, schuf er aus der Tiefe einer eingehenden geschichtlichen Kenntnis der deutschen Volksseele; wir haben Lieder von ihm, die man nach ihrem psychischen Gehalte auf den ersten Blick geneigt sein könnte, dem 15. oder 16. Jahrhundert zuzuschreiben, so scharf erfassen sie den historischen Moment; und auf echt altgermanisch ist seine Lyrik unzertrennlich vom Gesange. So hat er schon in jungen Jahren so köstliche Kunstwerke geschaffen, wie das heute noch vielgesungene „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald". Um das Jahr 1840 aber, mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., dessen Untertan er als Professor an der Universität Breslau war, wurde er politisch. Und politisch hieß ihm national:

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand;
Was ich bin und was ich habe,
Dank ich dir, mein Vaterland.

Indes auch dieser reinste aller politischen Standpunkte, dessen Höhe lauter aus den Unpolitischen Liedern hervorgeht, schützte ihren Verfasser nicht vor Verfolgung; Anfang 1843 wurde Hoffmann seines Amtes entsetzt. Es hat ihn nicht eigentlich verbittert:

*) Hallesche Jahrbücher S. 1169 f.

Es ist noch nichts verloren:
Professor oder nicht —
Der findet noch Augen und Ohren,
Wer Wahrheit schreibt und spricht.

Doch tritt in seinen späteren Gedichten, neben manchem wirklichen Sarkasmus, ein gutmütig ironisierender Humor mehr als früher hervor, so in der folgenden Zeitungsparsiflage:

Ein Portepeefähnrich ist Leutnant geworden,
Ein Oberhofprediger erhielt einen Orden,
Die Lakaien erhielten silberne Borten,
Die höchsten Herrschaften gehen nach Norden,
Und zeitig ist es Frühling geworden —
Wie interessant! Wie interessant!
Gott segne das liebe Vaterland!

Geistig bedeutender, bei weitem persönlicher, aber eben darum nicht gleich stark in die Weite wirkend, seiner Anlage nach aristokratischer und seinem Vorgehen nach überlegen-rücksichtslos ist Dingelstedt:

Was ist, ihr Herr'n, ein deutscher Patriot?
An alle Fakultäten diese Frage! —
„Ein Mann, der Sonntags dient dem lieben Gott
Und seinem König alle Werkeltage."

So hat er wesentlich nur verneinend geschaffen; mit Recht trägt seine erste Gedichtsammlung das Motto aus Béranger: „Eteignons les lumières et rallumons le feu." Doch besteht über sein tief nationales Pathos kein Zweifel, wenn auch seine gelegentlich an Heine erinnernde Anlage wie seine späteren Schicksale — er wurde 1845 königlich württembergischer Dramaturg in Stuttgart und brachte es bis zum „Geheimrat" — bei den Zeitgenossen wie später gelegentlich Zweifel an seiner Aufrichtigkeit weckten.

Unter solchen Zweifeln hat nun Prutz nie gelitten, denn er war der korrekte Dichter des gemäßigten Liberalismus; bezeichnend ist in dieser Hinsicht, daß schon bei ihm die Hoffnung auf einen großen Helden und Retter emportaucht, der der eigenen maßvollen Ohnmacht aufhelfen soll:

Wird er erscheinen
Wird er sich zeigen,
Unser erwarteter
Pfeilbewaffneter
Rächender Gott?

O du erwarteter;
O du verheißener
Freundlicher Bote zukünftiger Zeit!
O erschein', o erschein' uns, wir flehen dich an,
Dein wartet in Tränen, dein wartet die Welt:
O erscheine dem hoffenden Volke. (Politische Wochenstube.)

Aus ganz anderem Holze geschnitzt war Georg Herwegh. Es war das Geringste, was von ihm gesagt werden konnte, wenn ihn Gottfried Keller mit der Zeile pries: „Zum Wecker bist vor vielen du gefürstet". Er hat manch schönes unpolitisches Lied gedichtet; noch singt man von ihm „Die bange Nacht ist nun herum", und wohl auch gelegentlich noch das einstmals vielgeliebte „Ich möchte hingehn wie das Abendrot". Was ihm aber politisch seine

Stelle wies, das war der Umstand, daß er den frühen Radikalismus des Jungen Deutschlands um vieles reifer und schärfer wieder aufnahm; aus der Gedankenwelt Börnes und über sie hinaus erwachsen seine Lieder. Und erst recht ihre Form zeigt, daß die Trennungstage eines gemäßigten und eines radikalen Liberalismus nahten: rhetorisch zugespitzt, erbittert und erbitternd, Stacheln gleich dringen sie in die Gesinnung des Lesers; und sollte aus ihnen selbst ein Motto gegeben werden, so müßten es die Zeilen sein:

Wir haben lang genug geliebt,
Wir wollen endlich hassen.

So erhält der Dichter unerwartete Beziehungen zu manchem großen Sänger der Jahre des Franzosenhasses und der Befreiung; und in den Strophen des „Aufrufs" ist es wie ein Wiederaufleben des Ingrimms der Geharnischten Sonette:

Vor der Freiheit sei kein Frieden,
Sei dem Mann kein Weib beschieden,
Und kein goldnes Korn dem Feld!
Vor der Freiheit, vor dem Siege
Seh' kein Säugling aus der Wiege
Frohen Blickes in die Welt!

Doch streckt sich der Dichter nicht minder nach vorwärts; und wo die großen Ziele einer Demokratie der Zukunft aufdämmern selbst in den entfernten Regionen eines nationaldemokratischen Systems, da ist er heimisch. So hat er mit zuerst die ungeheure Bedeutung einer nationalen Expansion über See geahnt; und noch heute wirkt sein Flottenlied mit der Gewalt eines der Zukunft gewidmeten Impulses:

Erwach', mein Volk, mit neuen Sinnen!
Blick' in des Schicksals goldnes Buch!
Lies aus den Sternen dir den Spruch:
Du sollst die Welt gewinnen!

Erwach', mein Volk, Heiß' deine Töchter spinnen!
Wir brauchen wieder einmal deutsches Linnen
Zu deutschem Segeltuch!

Gegenüber diesen Weiten, die freilich in späteren Jahren dichterischem Ermatten und steigender Verbitterung wichen, treten Dichter wie Freiligrath und auch Heine weit zurück. Freiligrath, der zuerst im Jahre 1844 mit der Gedichtsammlung „Ein Glaubensbekenntnis" eingriff, ist wohl von gewaltiger Kraft und hinreißendem Schwunge der Sprache und hat den Vorteil, der späten seichten Rhetorik Herweghscher Verse im allgemeinen fernzubleiben; aber ein Seher, wie es ein politischer Dichter vor allem sein soll, war er kaum. Dagegen hat er die einzelnen Zeitereignisse der späteren Jahre, insbesondere des Jahres 1848, mit dem heißen Blute seiner Verse besprengt, ein Dichter der sich vollendenden Revolution ohnegleichen: und mit Recht darum noch ein Liebling des revolutionären Proletariates der Gegenwart. Heines Stellung in den vierziger Jahren ist im Grunde leicht verständlich. Er war der Veteran der Opposition, wie er schon der Vorkämpfer und Parabat des Jungen Deutschlands gewesen war; und das gab ihm Autorität und das Recht, gehört zu werden. Aber war er eigentlich jemals national gewesen in dem glühendpraktischen Sinne des staatsmännischen Talentes? Hatte er einzugreifen versucht? Seit den Tagen der Julirevolution saß er den deutschen Ereignissen persönlich fern in Paris — draußenstehend, von objektiver

Ironie —: und sein Urteil wurde doch vielfach nur zufälligen Veranlassungen und rein individueller Veranlagung, der Spottsucht des Autors, der satirischen Ader, dem Scharfblick, der ein Objekt suchte, dem Ehrgeiz, der des literarischen Erfolges bedurfte, verdankt. Gewiß war ihm Deutschland dabei nicht bloß Prügelknabe; er besaß eine höchste politische Tendenz; und nicht so ganz fern war er dem Pathos der werdenden Dinge. Aber seine Erwartungen galten nicht nur Deutschland. Er ersehnte ein Reich des freien Geistes; er war kulturpolitisch, was Napoleon III. machtpolitisch war: der Erträumer einer internationalen liberalen Zukunft: und in dieser Zukunft galt ihm, wie Napoleon, Frankreich als Führer. So begreift es sich, daß seine späteren satirischen Verse, „Deutschland, ein Wintermärchen" (1844), „Atta Troll" (1847) und anderes, heute noch von jungen Leuten gelesen werden, welche die glänzende Form besticht und der freche Inhalt kitzelt; die Erfahrung Aelterer wendet sich von ihnen ab, denn sie enthalten kein Programm und sie atmen keine verhaltene Liebe.

Und doch ging es in den Jahren, da Heine sich so vernehmen ließ, in Deutschland schon machtvoll vorwärts; doch wäre so viel Positives bereits zu raten gewesen.

Schon in den ersten Jahren des fünften Jahrzehnts hatte der nationale Gedanke auch hier und da in den Parlamenten der einzelnen Länder, wo sie bestanden, Fuß gefaßt: in Sachsen gelegentlich, stärker im deutschen Südwesten, in Baden, in Hessen. In Hessen-Darmstadt hatte 1842 der Abgeordnete Glaubrecht aus Anlaß des hannöverschen Verfassungsbruches und seiner Folgen beantragt, „laut und freimütig die Stimme zu erheben zur Verteidigung der heiligsten und wichtigsten Interessen des gemeinsamen Vaterlandes". In der Germanistenversammlung des Jahres 1846 zu Frankfurt sprach es Uhland bei einer Tagung im Römer, in dem Bankettsaal der alten Kaiserkrönungen, offen aus: es sei ihm, als wollten die Gemälde der alten Herrscher, die die Wände zierten, lebendig werden, als wollten die Kaiser herabspringen unter ihr Volk. Ein Jahr später aber forderte eine Versammlung südwestdeutscher Liberaler zu Heppenheim schon die Berufung eines Zollparlaments. Und wiederum ein Jahr darauf, im Februar 1848, beantragte Bassermann im badischen Landtage die Berufung eines nationalen, politischen deutschen Parlamentes neben dem Bundestag.

Zugleich mit der Verdeutlichung vor allem zunächst der nationalen Forderungen wuchs aber auch das allgemeine Unbehagen mit dem Bestehenden; die Nation begann zu fiebern, Gewalttätigkeit aus gleichviel welchem Anlaß wurde zum Zeichen der Zeit: bereits 1845 kam es in Leipzig, auch in München und Stuttgart zu Unruhen. Und schon erschienen jetzt Männer liberaler Gesinnungsart als Reaktionäre, die noch 1840 als fortschrittlich gegolten hatten: der Radikalismus erhob sein Haupt und organisierte sich 1846 zum ersten Male parteipolitisch in der badischen Kammer unter Hecker, Struve und Fickler: unruhig wurde der Strom des nationalen Lebens, aufzischend da und dort unter entgegenstrebenden Hindernissen: das brodelnde Kochen von Wässern stellte sich ein, die nahen Katarakten entgegeneilen.

Da mochte denn wohl ein Schweizer Kind, das treu deutsch beobachtete, im Jahre 1845 gelegentlich dichten:

Noch kämpfen wir, durchringend Jahr um Jahr,
Noch tut uns not ein scharf, ob unschön Zanken;
Durch dieses Zeitenwaldes wirre Ranken
Lacht eine Zukunftsau noch nicht uns klar. (Gottfried Keller.)

Bei den wahren Propheten der Zukunft streckten sich gleichwohl die Ziele bereits deutlicher vorwärts, und von fern leuchteten den rechten Sehern schon blutig lohende Fanale:

Sie sehnen sich nach Gewitternacht,
Nach Sturm und Regen und Donnerschlag,
Nach einer wogenden Freiheitsschlacht
Und einem entscheidenden Völkertag!

Das waren denn wahrlich nicht mehr die Ideale, die der alternde Goethe erspäht hatte: „nicht sicher zwar, doch tätig frei zu wohnen“. Anderes kündete der Führer eines neuen dichtenden Geschlechtes, der jugendliche Geibel, in seinen besten Stunden der Welt, die er bereits schärfer, realistischer, ein Mann von Herz, von Glauben, von Treue, erschaute:

Bei Gott, ich zähle nicht zu den Verwegnen,
Die um ein Nichts ein schwer Verhängnis fodern;
Doch besser als am innern Krebs vermodern
Deucht mir's, dem Feind auf blut'gem Feld begegnen . . .

Krieg! Krieg! Gebt einen Krieg uns für den Hader,
Der uns das Mark versenget im Gebein —
Deutschland ist todkrank, schlagt ihm eine Ader!

Und von der festen Warte seines Glaubens, der sich ihm in der Vision des Nibelungen-Enkels offenbarte, ließ er es hinabschallen in die deutsche Welt:

Wachet auf! Ruft euch die Stimme
Des Wächters von der hohen Zinne,
Wach auf, du weites deutsches Land!
Die ihr an der Donau hauset
Und wo der Rhein durch Felsen brauset
Und wo sich türmt der Düne Sand!
Habt Wacht am Heimatsherd,
In treuer Hand das Schwert
Jede Stunde!
Zu scharfem Streit
Macht euch bereit!
Der Tag des Kampfes ist nicht weit.

In der Fremde. Erinnerungen von Georg Brandes.

Uebersetzt von Ida Anders.

I.

In der ersten Hälfte des September 1872 reiste ich nach Deutschland. Ich fuhr gleich zu Henrik Ibsen in Dresden und blieb einen Monat mit ihm zusammen.

Indessen erhielt ich auf der Reise unerwartete Gesellschaft. Auf dem Stettiner Dampfer entdeckte ich M. Goldschmidt, den sein Verleger, der Buchhändler Hoest, an Bord begleitete.*) Von Goldschmidt aufgefordert, näherte sich Herr Hoest und stellte uns einander vor, als hätten wir uns bis dahin nie gesehen. Kaum hatte das Schiff sich in Bewegung gesetzt, als Goldschmidt um mich herumzugehen begann wie die Katze um den heißen Brei, mit größter Freundlichkeit bald diese, bald jene kleine Bemerkung an mich richtend. So machte er mich z. B. darauf aufmerksam, daß mein Vater auf der Brücke gewartet hatte, um mich noch einmal zu grüßen, was ich übersah.

*) M. Goldschmidt, der erste dänische Prosaschriftsteller der damaligen Zeit, glänzender Novellist und Romandichter, ursprünglich politischer Schriftsteller (1819—1887).

Nach kurzer Zeit setzte er sich zu mir, vermied die leiseste Anspielung auf irgendwelche früheren Zwischenfälle, ließ dann das ruhige Verhältnis einem ungezwungenen, das ungezwungene einem herzlichen und dies endlich einem durchaus kameradschaftlichen weichen. Zuerst aßen wir zusammen, dann begann er lange Gespräche über seine Steckenpferde, die Nemesis, ägyptische Vorstellungen von der Nemesis usw. Er gab sich große Mühe, schlicht, ehrlich, wacker, brav zu erscheinen, Eigenschaften, die ich, wie er merkte, hochschätzte, ließ dann eine Aeußerung tiefster Verachtung über meinen stetigen Angreifer, Rudolf Schmidt, fallen, erzählte später, daß er niemals jemandem etwas nachtragen könne. Sie und ich, ich und Sie, ins Unendliche!

Er drückte sich liebenswürdig und originell aus, vergaß nicht, sich aufmerksam und zuvorkommend zu zeigen. Da ich mit meinem angegriffenen Bein das Stehen nicht recht vertragen konnte, lief Goldschmidt und holte mir einen Stuhl, der in der Mitte des Schiffes angebracht wurde, wo wir dann lange Zeit bei einem tosenden Sturm saßen, bis die Wellen sich über das Schiff ergossen und ihr Wasser in unsere Philosophie mischten.

Goldschmidt sprach über Grundtvigs Begräbnis, Björnsons Auftreten und Rede bei dieser Gelegenheit, über dessen beneidenswerten Vorzug, in Dänemark eine ganze Gemeinde, die grundtvigianische, zu besitzen und auf solche Weise dazu zu gehören, ohne eine Forderung in der eigenen Seele, die das überschritte, was die Umgebung dachte oder zu hören wünschte. Er selbst habe in seiner Erzählung von dem Mann, der allen denen groß erschien, die von dem Wasser aus dem Brunnen der Stadt getrunken, Grundtvig im Auge gehabt. Er schätzte Björnson sehr, aufrichtig; aber er meinte, Henrik Ibsen habe ihn in seinen letzten Arbeiten Brand und Peer Gynt überflügelt. Ibsen kannte er nicht persönlich, hatte ihn nie gesehen. Aber er kannte die Jüngeren, die sich mir angeschlossen hatten. Holger Drachmann hätte leider vergessen, im British Museum etwas Aegyptisches für ihn zu zeichnen, das er ihm zur Verwendung für Nemesisstudien versprochen hatte. Ueber Vilhelm Möller drückte er sich wohlwollend aus. Er bezeichnete ihn scherzhaft als „den wahren Neger, dem nur in der Druckerschwärze wohl sei". Kam darauf auf das Verhältnis zwischen Dänemark und Preußen zu sprechen und äußerte nicht ohne Scharfblick: „Es sieht ja so aus, als ob sie zu Hause in Haß und in der Erbitterung gegen Deutschland aufgingen. Die Preußen brauchten uns nur ein gutes Wort zu geben und den kleinen Finger zu reichen, dann fielen sie zu Hause ihnen gerührt um den Hals."

Darauf sagte er flüchtig: „Ich weiß, daß Sie über mich geschrieben haben — und zwar ungünstig; aber das berührt mich nicht: ich habe es nicht gelesen, lese überhaupt nie, was über mich geschrieben wird." Es entsprach ja dem guten Ton, daß Goldschmidt eine Auseinandersetzung mit mir über einen länger als drei Jahre alten Artikel vermeiden wollte, aber in der Art, wie die Worte fielen, behagten sie mir nicht; denn ich wußte ganz genau von Vilhelm Möller, daß Goldschmidt meinen Artikel gelesen und in welchen Ausdrücken er seinen Zorn und sein Mißvergnügen zu erkennen gegeben hatte. — Ich war nicht unerfahren genug, um auch nur einen Augenblick zu glauben, Goldschmidt habe mir so scharfe kritische Aussprüche verziehen.*) Aber ich fühlte, daß er

*) Georg Brandes: Gesammelte Schriften, III, 478.

sich aufrichtig bemühte, seinen alten Groll zu vergessen, und er hatte mich ja früher mehrmals aufgesucht. „Mich zieht," sagte er, „Ihre erstaunliche Kindlichkeit an. Das Eigentümliche an Ihrem Gesicht ist das ununterbrochene Wechseln des Ausdruckes; das Eigentümliche an Ihrem Wesen ist dies überraschend Kindliche." — Er ließ sich am nächsten Tage kaum Zeit, Toilette zu machen, so „interessant" fand er mich.

II.

Er teilte mir das Ziel seiner Reise mit. Er begäbe sich zuerst nach Berlin, dann nach einer ganzen Reihe anderer deutscher Städte, wo man Schauspiele von ihm aufführen wollte und wo ihn Theaterdirektoren erwarteten, mit denen er zu verhandeln hätte. Daß in Deutschland eine solche Nachfrage nach Goldschmidts Stücken bestand, mußte seltsam erscheinen. Bei all seiner außerordentlichen stilistischen Begabung und seiner manchmal feinen Seelenkenntnis war Goldschmidt doch nichts weniger als Dramatiker, und mit keinem seiner Stücke hatte er sich jemals Ruhm erworben. Er ging augenscheinlich darauf aus, mir zu imponieren, und schlug hier und da einen etwas prahlenden Ton an.

Dann fragte er mich, wo ich hin wolle. Auf meine Antwort: „Nach Dresden! Zu Henrik Ibsen!" rief er: „Kennen Sie ihn?" Und als er eine bejahende Antwort erhielt, sagte er sofort: „Wollen Sie mich ihm vorstellen?" „Aber Sie wollen doch einen ganz anderen Weg nehmen?" „Nein," antwortete er ohne Bedenken. „In diesem Falle ändere ich meinen Reiseplan und folge Ihnen nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin nach Dresden. Wir unternehmen dann gemeinsame Spaziergänge; Ibsen, Sie und ich werden miteinander zechen und kneipen." — Wie mit einem Zauberschlage waren all die wartenden Theaterdirektoren in die Erde gesunken. Ich kann es nicht leugnen, daß ich erstaunt war. Und wirklich, von der Minute an sprach Goldschmidt während der Reise mit keiner Silbe von den vielen Städten, wo Stücke von ihm gespielt werden sollten — und wo sie (soviel ich weiß) auch nie gespielt worden sind. Er blieb ruhig mehrere Wochen hintereinander in Sachsen.

Auf dem Bahnhof in Stettin traf ich den jungen Landschaftsmaler Godfred Christensen, der im Winter bei mir gehört hatte; er fuhr in demselben Waggon und wir verabredeten eine Fußpartie in der Sächsischen Schweiz. An dieser wollte sich nun auch Goldschmidt beteiligen. Die Reise von Stettin nach Berlin nahm einen lustigen Verlauf. Auf dem Schiff war ich Goldschmidt gegenüber zurückhaltend gewesen; nun begann ich ihn ein bißchen zu necken, worin mich der junge Maler unterstützte. Er wagte es allerdings nicht selbst, Goldschmidt zu necken, aber er gab mir recht, besonders in unseren Auseinandersetzungen über Kunst. Bald waren wir soweit, daß ich jedesmal, sobald Goldschmidt — zehnmal in der Stunde — seine Lieblingsausdrücke Geist und seelenvoll gebrauchte, trauernde und klagende Töne ausstieß, und jedesmal, sobald er sagte, „das Menschengeschlecht erlösen", murmelte, „dem Menschengeschlecht etwas zu essen geben". Besonders jammerte ich, als er sagte, daß Paolo Veronese ein Maler ohne Bedeutung sei, denn er habe keine Seele. Da Christensen mitzujammern begann, sah Goldschmidt, daß er unter seelenlose Räuber geraten war.

Was mir seine Kunstkritiken längst so ungefähr verraten hatten, wurde während unseres nun folgenden Zusammenlebens zur Gewißheit: daß ihm der Sinn für bildende Kunst völlig abging. Eines Tages, als ich bei einem gemeinsamen Besuch der Dresdener Galerie vor den vier dort nebeneinanderhängenden Bildern Correggios zu ihm sagte: „Vergleichen Sie das älteste Bild mit dem zuletzt gemalten," fragte er: „Woher wissen Sie, daß das da das älteste ist?" war sehr verwundert, als ich ihm sagte, das könne man leicht sehen, und wollte kaum glauben, daß ich es nicht von anderer Seite erfahren hätte.

Eine junge, sehr hübsche sittlich-germanische Frau fuhr mit uns in demselben Wagen. Ich sagte zu Goldschmidt: „Was ist ihr Mann?" und er antwortete wie ein Orakel, ohne Besinnen: „Maschinenbauer."

Unserer Verabredung gemäß sollte Goldschmidt mich eines Morgens um 10 Uhr abholen, um sich bei Henrik Ibsen einführen zu lassen, doch bei näherer Ueberlegung hat er es augenscheinlich unter seiner Würde gehalten, daß er mich nötig hätte, um Zutritt zu erlangen. Da, eines Morgens, ehe ich noch mit dem Ankleiden völlig fertig war, kam er mit Ibsen, den er sehr zeitig aufgesucht hatte, um mich abzuholen.

III.

Ibsen gehörte zu den wenigen, denen mein Buch „Die Emigrantenliteratur" unbedingt gefallen hatte; er hatte mich in einem jetzt gedruckt vorliegenden Briefe in kräftigen Worten gelobt und es herrschte in manchen Punkten zwischen uns eine fördernde Ideengemeinschaft, in anderen bestanden Unstimmigkeiten, deren Ursachen zu ergründen noch fördernder war.

Täglich verließ ich das kleine, allzu schlechte Hotel in seiner Nähe, das er mir empfohlen, und holte ihn zu einem Spaziergang ab, der oft durch den Besuch eines Gasthauses unterbrochen wurde, wo die barbarische Pracht in seinem Knopfloche den Kellnern imponierte, der aber stets an dem Teetisch in seinem Hause schloß.

Ich erhielt nach dem Jahr, das seit unserer letzten Begegnung verflossen, einen neuen Eindruck von ihm. Nicht besonders groß, aber schön, athletisch gebaut, mit wuchtigem Kopf, starkem Halse, mächtigen Schultern, sah er aus, als müsse man ihn mit Keulen niederschlagen, wenn man ihn bezwingen wolle. Er sprach im allgemeinen wenig, wenn er auch mir gegenüber mitteilsam war; aber das Eigenartige an seiner Art, zu reden, waren die Ruhe und Langsamkeit und dann der Umstand, daß er niemals lächelte, auch nicht, wenn der mit ihm Sprechende zuerst lächelte. Dies wirkte zuweilen fast beängstigend. Hätte man ihn mit einem Wort bezeichnen sollen, so wäre „drohend" der richtige Ausdruck gewesen. Er konnte erschreckend aussehen, wie er dasaß, mit aufmerksamen Augen. Da glich er einer Autorität. Er sah aus wie ein Mann, der gewöhnt war, im Verkehr mit anderen Leuten den Standpunkt eines Schulvorstehers Knaben gegenüber einzunehmen, und der es gewöhnt war, eine gewisse Angst einzujagen. Bei all seinem Kampf gegen die Norweger war er in seinem Wesen sehr norwegisch.

Die Bitterkeit und der Haß von vierzig Jahren hatten sich in seinem Innern angesammelt; seine Menschenverachtung kannte keine Grenzen. Er war Aristokrat bis zum äußersten und zog die Konsequenzen daraus. Es war für ihn ein Glaubensartikel, daß alle Politiker — d. h. Parlamentspolitiker, nicht Männer vom Schlage Bismarcks

— Heuchler, Lügner, Phrasendrescher, Hunde seien. Sie lebten von den politischen Freiheitsbestrebungen, die einzig den Zweck hätten, daß die lächerlichsten Dilettanten in der Politik zu Worte kämen und, wo es die Angelegenheiten des Landes gelte, Gehör fänden. Diese Staatsbürgerei und das Aufheben, das davon gemacht werde, müsse ein Ende haben; sie hätte ihre Rolle ausgespielt. Die politischen Versammlungen seien mit Recht in Verruf gekommen und so ziemlich in ganz Europa zum Gespött geworden. Sein Haß gegen die unehrlichen Freiheitsbestrebungen war im Begriff, sein Interesse für die wahren zu verdrängen. Er hielt eine große Lobrede auf die Knute. „Sagen Sie mir kein böses Wort auf die Knute!“ rief er. „Sie befreit die Völker von dem ungesunden Fett!“

Die Freiheit, auf die es ankäme, sei soziale Freiheit, Geistesfreiheit, Gedankenfreiheit, Gewissensfreiheit! Für diese Ziele ließe sich ebensogut unter einer modernen intelligenteren Form der Alleinherrschaft arbeiten als unter der Herrschaft kleiner Tyrannen, ja noch besser! Er verabscheute die norwegischen Liberalen und sah in dem größten Teil der Bauern Norwegens eigennütziges und schmutziges Pack. Ueber Björnsons Bauernnovellen lachte er. Er jubelte über den Platz, den das Erotische in ihnen einnahm, während den norwegischen Bauern nichts weniger beschäftigte, vom Eros in der derbsten Formation abgesehen. Ein Kerl von zwanzig Jahren verheiratete sich seelenruhig mit einer wohlhabenden Vettel von siebzig. Wenn Björnson nur fortfahren würde, bis Arne in den Reichstag komme, dann würden wir den wirklichen Arne zu sehen kriegen.

Aus Ibsens Briefen erfuhr ich viele Jahre später, daß er zeitweise für Björnson Freundschaft empfunden, ja fast Schwärmerei gehegt hat. Ich habe ihn persönlich damals wie sonst Björnson nur mit der stärksten Mißbilligung und Geringschätzung nennen hören. Wie fanatisch er war, wurde mir einleuchtend, als er eines Tages in kräftigen Ausdrücken Magdalene Thoresens Erzählungen heruntermachte, ihre Sprache tadelte, sie verschroben und unwahr nannte, sich dann mit der Wendung unterbrach: „Aber natürlich — sie hat immer noch mehr Talent als dieser Björnson!“ — Hier sei hinzugefügt, daß, wie Christian Richardt eines Tages sehr richtig bemerkte, Ibsen trotzdem niemals dermaßen herabsetzend von Björnson sprach, wie dieser von ihm.

In seinem grenzenlosen Glauben an die Notwendigkeit der Königsmacht, eine aristokratische Geistesrichtung am Leben zu erhalten und die Liberalen zu brechen, verurteilte Ibsen Björnsons Republikanismus. Worauf es ankäme, sei, daß eine Nation ihren Beitrag zur Weltentwicklung liefere. Eine Regierung sei tauglich, wenn sie die Nation dazu antriebe, etwas Großes und Seltenes zu leisten.

Auf einem Spaziergange nach dem Plauenschen Grunde sagte er: „Der Norden liegt außerhalb des Kulturstromes. Die unglückselige Folge davon ist, daß alle Stadien bei uns zurückgelegt werden, nachdem ganz Europa über sie hinaus ist. Wir müssen sie alle durchlaufen. Es ist, als wolle man die Astronomie auf Madagaskar einführen und begönne mit dem ptolemäischen System!“

Ueber die neuesten dänischen Dichter urteilte er mit Wohlwollen. Er sprach mit Achtung von J. P. Jacobsen, so wenig dieser auch noch veröffentlicht hatte, mit Sympathie von

Drachmann, obwohl es ihn ein wenig beunruhigte, daß dieser sich so sehr zersplitterte. Er nannte sie beide als vielversprechende Möglichkeiten für mich, falls es mit einer von mir geplanten Zeitschrift Ernst würde. Er selbst wollte vom Januar 1873 ab ein eifriger Mitarbeiter daran werden.

Seine Urteile über Bücher waren interessant, aber über einen Leisten. Es kam ihm einzig darauf an, ob sie mit dem Seelenleben ihres Verfassers in inniger Verbindung standen. Dann sei alles gut, andernfalls alles akademisch. So hoch er Heiberg früher geschätzt hatte — er hatte ihn ja in dem Gedicht „An die Ueberlebenden" als den Kämpfer besungen, der ein Licht im Lande anzündete. — Jetzt hielt er weniger von seiner Dichtung. Er betrachtete es als den Fortschritt des Zeitalters, daß die Poesie immer psychologischer wurde, und nicht nur sie, sondern die gesamte Literatur. „Das ist es, was Ihrem letzten Buch ein Leben in der Zukunft sichern wird, daß es zeigt, wie Sie die Dinge betrachtet haben. Wollt ihr Objektivität haben, dann geht zu den Objekten! Lest mich, um mich kennen zu lernen!" — Er meinte, dies sei die große literarische Revolution, die er selbst herbeiführe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gottesnacht.

Ein Erlebnis in 5 Träumen von Richard Dehmel.

Erster Traum.

Ich spürte, ich würde gleich einschlafen; und ich wünschte es sehr nach den tristen Gedanken, die wegen der abends empfangenen Todesnachricht seit Stunden in mir rumorten. Ich sann noch über den Eigensinn nach, mit dem sich die junge Selbstmörderin die langsamste Todesart ausgesucht hatte; aber ich war schon erlöst von dem Sinn in den Worten, die durch mein müdes Gehirn schossen. Ich hörte beseligt den Drosselgesang, der aus dem Wort Erdrosselung klang, und wunderte mich über die Bilder, die sich aus jedem Satzglied entpuppten. Da stand sie auf einmal deutlich vor mir: die rätselhafte Gliederpuppe.

Wie war sie nur in mein Zimmer gekommen? Da stand sie zwischen Tür und Schrank mit ihrem wachsbleichen Gesicht wie eine Auferstandene. Die großen gläsernen goldbraunen Augen starrten mir so bekannt ins Herz, als hätten sie schon in früher Kindheit über meinen Spielen gewacht. Und ein Schmelz war darin, als ob sie lebten; als ob sie mich liebten; fast mütterlich. Aber natürlich, das schien nur so; ich mußte mich nur recht erinnern. Denn ja, meine Mutter hatte sie ja meinen Kindern zu Weihnachten geschenkt, diese lebensgroße Gliederpuppe; und das Lächeln um die schmalen Lippen blieb immerfort so unbeweglich, wie die Falten des steifen brokatenen Mantels um ihre sanftgeschwungenen Achseln. Ja, sie war tot; tot wie die schönen phantastischen Blumen dieses alten indischen Tempelmantels, der sie bis zu den Füßen hinab verhüllte. Zwischen solchen Blumen spielte ich einst und pflückte einen Strauß davon; für ihre bleichen gefalteten Finger. Damals hatte ich sie noch angebetet. Denn sie thronte auf einem vergoldeten,

mit Rubinen und Perlen geschmückten Altar und war die Göttin der Barmherzigkeit; das war wohl viele hundert Jahre her. Warum sah sie mir nun so starr ins Herz, als ob ich sie getötet hätte? Sie hatte sich doch selbst entleibt! Ich träumte wohl?

Nein, sie hielt ja noch immer die Finger gefaltet und stand groß zwischen Tür und Schrank. Wenn ich nun mit ihr betete, ob sie sich dann vielleicht rühren würde? Denn sie war doch früher beweglich gewesen; wenn ich an ihre Gelenke rührte, dann klirrten noch die zersprungenen Drähte, bis in den hohlen Brustkorb hinein. Ich seufzte auf, da klirrten sie wieder; und ihre Arme zuckten ein wenig. Ob sie mich niemals mehr anrühren würde? mich immer bloß so unverwandt ansehn? Ich spürte ein Stechen in meiner Brust, als ob aus den Drähten elektrische Funken herzuckten. Ich hörte wieder das leise Klirren; oder klang noch immer der Drosselgesang? Ich wollte beschwörend die Hände ausstrecken, aber das Stechen in meiner Brust drang mir bis in die Fingerspitzen. Ich wollte wegblicken — da blickt sie mir nach.

Ich träume ja nur! will ich mir einreden; aber sie blickt auf meine Hände. Auf den Rubinring an meiner Linken; der beginnt zu glühn wie ein Altarlämpchen. Auf den Trauring an meiner Rechten; der beginnt zu glänzen wie Tränenperlen. Und auf den Ring, den mein Vater mir schenkte, als ich noch keinem Weibe gehörte. Warum quälst du mich, Mutter? will ich stöhnen; aber ihr Blick verschließt mir den Mund. Ich will mich aufrichten; ich liege gebannt.

Ihre Augen beginnen zärtlich zu leuchten, und der Glanz der Ringe wird funkelnder. Ihre Augen funkeln begehrlich mit; der Glanz der Ringe erlischt auf einmal. Das sind nicht meiner Mutter Augen! meine Mutter blickt sanft, meine Mutter ist fromm! Das sind auch nicht mehr die goldklaren Augen, die ich einst angebetet habe, weil die Mutter meiner Kinder so blickt. Diese Augen sind schwarz, nein dunkelgrau, und kennen nicht Treue noch Gottesfurcht; es sind die Augen der Selbstmörderin. Warum hast du dich aber töten müssen? will ich sie fragen und höre entsetzt: du hast es doch gewollt, mein Geliebter! —

Ich will es leugnen und sehe ihr Lächeln. Vielleicht hat sie gar nicht die Worte gesprochen. Oder vielleicht verstand ich den Sinn nicht; sie sprach von jeher so doppelsinnig. Doch sie läßt den Kopf so sonderbar hängen. Ach ja: ich wollte sie ja erdrosseln. Ich höre wieder den Drosselgesang; aus dem Wald meiner Heimat kommt er her. Gleich wird mein Vater zwischen den Bäumen erscheinen. Nein, es ist ferner Flötenklang. Nein, eine Geige jubelt bang. So hat mein toter Freund einst gespielt, als wir noch kindisch durchs Haidekraut liefen und hinter den Birken die Waldfee suchten. Ach, ein König der Geiger wollte er werden, und kommt jetzt gramvoll dahergeschritten im Gefolge der Königin. Am Waldrand macht der Jagdzug Halt; und wir beugen alle das Knie vor ihr.

Warum blickt sie uns so prüfend an mit ihren silbergrauen Augen? Das ist mein Freund nicht, das bin ich selbst — und die Königin Elisabeth winkt mir. Erhebe dich, Shakespeare! flüstert sie; und ich fühle, wie wir uns aufrichten. Er trägt noch die schwarze Scholarentracht, worin er der Schule entlaufen ist, und einen verrückten alten Brokathut mit gelben Papageienflügeln. Denn ich weiß, wir müssen uns wahnsinnig stellen vor der treulosen Königin. Denn sie hat ihn begehrlich angeblickt, als ich gestern „Venus und Adonis“ beim Bankett der Jagdgäste deklamierte; er aber liebt ihre Kammerdame,

die Augen wie eine Göttin hat, wie eine Waldfee, wie ein Reh. Das äugt in Todesangst durch die Büsche, und ich stehe und stiere es an wie ein Bluthund. O, wie gut wir uns wahnsinnig stellen können, wenn wir nichts als eine Göttin lieben und solchen verrückten Hut aufhaben! Und nun ahnt sie, wieso er Schauspieler wurde und den armen Hamlet gedichtet hat; und wir schwenken den Hut vor der treulosen Königin, und sie lächelt in Barmherzigkeit.

Sie lächelt immer barmherziger; es dringt uns stechend durch Brust und Gehirn. Ich will ihr den Hut vor die Füße werfen, und tue es, und stehe erstarrt: der Hut hat schwarze Drosselflügel und fliegt zurück auf meinen Kopf. Ihr Lächeln wird so grausam barmherzig, daß ich sie dafür umbringen möchte. Du hast es ja schon getan, mein Geliebter! raunt sie mir unbeweglich zu. Es ist nicht wahr! will ich aufstöhnen; doch sie läßt den Kopf so sonderbar hängen. Ist das die englische Königin noch, oder bloß die indische Gliederpuppe? Wenn sie noch lange da bei der Tür steht, wird sie mich wirklich wahnsinnig machen! Warum quält sie den armen Hamlet so? sie ist doch seine leibliche Mutter! Sie hat doch Augen wie eine Gottheit und blickt mir stechend in mein Gehirn. Ob Gott überhaupt nur ein grausames Weib ist? in steter Verpuppung?! die Allmutter! — Aber sie hat ja zersprungene Drähte und läßt den Kopf so sonderbar hängen! — Ich glaube nicht mehr an Gottheiten! knirscht mein erstarrter Mund ihr entgegen. Und mit ungeheurem Triumphgefühl weiß meine Seele: ich träume nur! —

Wenn nur die Drähte nicht immerfort klirrten! das ist doch wirklich verwunderlich. Sie klirren lauter, und immer lauter; so laut wie die kleine alte Orgel in der Kirche meiner Vaterstadt. Ich lese die goldene Jahreszahl 1641 auf dem schwarzlackierten Täfelchen zwischen den elf Apostelbildern. Denn der treulose Judas fehlt natürlich; das habe ich schon als Kind begriffen. „Salvator Mundi“ steht unter dem zwölften Bild, auf klarem, himmelblauem Grund; und neben der eisenbeschlagenen Tür thront lächelnd die Mutter mit dem Kinde. Ich höre die Orgel ihr Lob anstimmen und weine vor Weihnachtsseligkeit. Die silbernen Fransen der Altardecke schwimmen in meinen perlenden Tränen. Ich spiele mit diesen schönen Perlen, und lächelnd sieht mir die Mutter zu. Ich bin wieder Kind auf ihrem Schoß und wundere mich nun gar nicht mehr. Ich bin bloß im stillen ein bißchen erstaunt: der Apostel Thomas hat drei Hände. Zwei kleinere, die sind wohlgepflegt; aber aus seinem braunroten Mantel langt eine dritte, große, aussätzige. Die umklammert ein Buch und ist mir entsetzlich. Ich darf mich aber kein bißchen rühren, sonst würde sie nach mir herlangen. Ich starre das Buch an: ob Bücher krank werden können —

und atme plötzlich erleichtert auf: ich erkenne, es ist ja gar keine Hand: es ist nur eine Falte des Mantels, die über das Buch geschoben liegt. Ich möchte sie wegtun, ich darf aber nicht; sonst kommt der Küster und schlägt mir das Buch um die Ohren. Sie dröhnen mir schon; er schlägt immer dröhnender. Er schlägt mich wohl mit Glockenschlägen? Sie schallen mir donnernd ins Gehirn. Nein, Blitze schlagen wohl um mich ein; o Himmel, Hilfe, sie werden mich treffen! Ich will mich verstecken; o Mutter, wo bist du?! Ein blendender Strahl schließt mir die Augen; ich bin getroffen, der Strahl zerreißt mich. Ein unabsehbarer Farbenstrudel spritzt himmelansprühend aus meinem Kopf. Ich schreie vor Wonne: mein herrlich Gehirn! Und eine Stimme erwidert von oben: es ist bis über die Sterne gespritzt. Ich will ihm nach: o himmlisches Licht! Es scheint mir ins Auge; ich erwache.

Auf meinem Nachttisch brannte die Kerze noch, bei der ich, um meine Gedanken zu stillen, in Shakespeares Sonetten geblättert hatte; und an der Wand zwischen Tür und Schrank blitzte der Rand des Spiegelglases über dem Bildnis meiner Mutter. Ich schlug das Buch zu und löschte die Kerze.

Ich möchte keiner Flamme bekennen,
was für Blicke in uns Menschen brennen.
Kein Spiegel wird uns je klar machen,
welche Augen in unserm Schlaf erwachen.
Zwischen dunkeln Wänden ahn'ich mit Beben,
wieviel Geister hinter jedem Geist leben.
Denen kann ich nichts vorscheinen;
denen wird mich das Licht einst einen,
wo wir alle in Schweigen schweben,
alle im Reinen . . .

Zweiter Traum.

Wir gingen die Wurzeltreppe des Hügels hinab, zehn zwölf Mann; oben lag die Försterei in tiefem Schnee. Die klare Kälte machte alle stumm; der Schnee verschluckte das Geräusch der Schritte. Die Teckel hielten sich, vor Frost humpelnd, sorgsam hinter uns im festgetretenen Wege. In dem rauhen Reif der Birkenreiser fingerte die Morgensonne; die starren Nadelbärte der Kiefernschonung sträubten sich aus ihren weißen Pelzen. Es sollte ein Dachs gegraben werden. Ich weiß nicht, wieso dabei schon wieder: mir kam der liebe Gott in Sinn.

Die Hunde gaben plötzlich Laut; Rädergeklapper kam. Um die Ecke aus einem Schleifweg bog die alte Semmelfrau vom Dorf drüben her, auf ihrem Köterkarren hockend; ein schußscheuer Jagdhund zog ihn, der einem Nachbarförster aus der Art geschlagen war. Unsre Teckel, keifend, auf ihn los. Der Hochbeinige weiß nicht, was er dazu sagen soll; den Schwanz eingeklemmt, setzt er sich in Trab. Die Kleinen blaffen lustiger. Er begreift; und hussa, alle Schwänze hoch, stiebt die wilde Jagd, schneeumspritzt, bellend und belfernd den Weg hinunter, die falsche Richtung für die gute alte Frau, die schimpfend und jammernd auf dem stuckernden Wagen sitzt, mit beiden Armen ihre Semmelkiepe umklammernd. Wir, lachend, hinterdrein mit langen Sätzen; am Bahndamm unten holen wir sie endlich ein. Die Teckel drücken sich beschämt zu ihren Herren; wir lohnen die Alte ab. Und ich denke wieder an den lieben Gott.

Schwitzend schreiten wir weiter. Der Schnee fängt an zu blenden und den Augen weh zu tun; die Bahnschienen flimmern. Von der andern Seite her taucht funkelnd ein Flintenlauf über den Damm, eine wohlbekannte Mütze aus Otterfell. „Der Nachbarförster," sagt jemand scheu; einer wird bleich wie der Schnee. Jetzt steht der Alte oben, straff, im grünen Galastaat, die nackte rote Faust auf der Krone des Hirschfängers. Sein grauer Kinnbart perlt von Eis, die große Hakennase wirft einen Schatten über die Backenfurchen bis zum Ohr; suchend brennen seine dunkelblauen Augen. „Komm her!" ruft er heiser. Der Bleichgewordene gehorcht; nun stehn sie mitten auf dem Damm, im stechenden Licht. „Zieh den Handschuh ab!" hör ich mit Grauen, fühlend, wie der Alte sich beherrscht.

„Wo hast du den Ring?“ fragt er drohend. Keine Antwort. Der Alte zittert. Seine Finger spannen sich um den Hirschfängergriff. Ein Ruck: die Schneide blitzt. Bis zur Hälfte; hohnlachend stößt er sie zurück. Mit unsäglicher Verachtung speit er in den Schnee, zum Gehn gewendet. „Vater!“ schreie ich auf, in die Knie stürzend. Er geht.

Ein Krampf schüttelt mich. Meine starren Augäpfel sehen mich zucken; in weiter Ferne. Sausend peitschen schwere spitze Büschel, Kiefernzacken, gegen meine Stirne. Sie verwandeln sich. Stecheichenzweige rauschen um mich her; ich sehe, wie die roten Beeren lange Kurven durch mein graues Atemnetz reißen. Aber eine weiche Hand legt mir immer wieder, schmeichelnd, ihre Finger durch die Haare. Die gepreßten Zähne lösen sich; ich glaube, ich werde ein Anderer. Der liegt zu ihren Füßen, den Kopf in ihren Schoß gedrückt. „Lebst du denn noch?“ fragt er verwundert. Sie läßt sich in den Lehnstuhl gleiten; das ferne Rot des Frühlingsabends vergoldet ihre hellbraunen Flechten. Neben ihr, auf meinem Schreibtisch, steht ein zartes venezianisches Kelchglas, purpurzart, ein Lilienkelch, golddurchrieselt, und ein meergrün schillerndes Schlänglein ringelt sich darum empor. Ein Stecheichenblatt starrt aus dem Kelch, und eine wachsbleiche Hyazinthe. Die hat sie mir eben gebracht; die üppige Blüte berauscht mich.

„Gib mir den Ring!“ schmeichelt sie. „Ich kann nicht,“ fleht er mühsam; und ich höre ihn mit beklommener Stimme die Geschichte des Ringes erzählen. Den hat der Urgroßvater seines Vaters, der Husarenwachtmeister, nach der Schlacht von Torgau, für seine Tapferkeit und lange Treue, aus des alten Ziethens eigner Hand empfangen; vielleicht sogar vom großen Friedrich selbst. Er betrachtet das gepreßte Eisenbild des Königs in dem dünnen goldenen Reifen: „und immer der Aelteste erbt ihn“. Ich höre seine Worte wie im Traum; es ist, als ob ich sie in einem Buche lese. „Gib mir den Ring!“ schmeichelt sie. Er kämpft mit sich. „Hast du Gewissensbisse?“ flüstert sie; „Du —?“

Was! Will sie mich verspotten? Ich presse drohend meine Zähne an die Knöchel ihrer Hand. Sie nimmt sie lächelnd vom Knie, hält mir die Hyazinthe an die Lippen. Ich schlürfe den Geruch und erinnere mich; „du hast ihn ja schon,“ entgegne ich und blicke auf ihre Finger nieder. „Den andern noch,“ schmeichelt sie; „den Ring der Andren!“ Ihre grauen Augen werden immer bestrickender.

Ich fühle ein heftiges Zittern; am liebsten möcht ich sie wieder erwürgen. Dann könnte ich wieder der Andren treu sein, die meine Kinder geboren hat. Meine Blicke heften sich herzverwirrt auf den Rubin an meiner Linken; er perlt wie Blut aus einer frischen Wunde. „Gewissen ist der Spuk des toten Gottes“, spricht sie auf einmal meine Gedanken aus, mir ins Ohr. Ich weiß nicht, ob sie es höhnisch meint. Ich will's ihr erklären; sie erhebt sich. „Du bist zu gut,“ haucht sie gespenstisch — „nur gute Menschen haben ein schlechtes Gewissen; — ich hatte nie eins“ — und streift mir den Ring ab. Ich will es ihr wehren; sie entschwebt. Ich will ihr nachstürzen, vergebens; meine Kniee winden sich gebannt am Boden. Ich suche das Wort, das mich frei macht.

Ich stammle Verse, lange flehende Zeilen; sie verliert sich immer ferner in die Nacht. Ich sehe sie geisterbleich verschwinden; nur der Rubin glüht noch wie Blut im Mondlicht. Nein, wie ein Wundmal; der tote Freund! Mit seiner Geige schwebt er herbei. Zu meinen Versen beginnt er zu spielen: ferne, flehende Töne: von einer Seele, die ihm untreu ward. Die runde Wunde seiner Stirne tut sich auf; Blutstropfen perlen aus

der kleinen Oeffnung, bei jedem Bogenstrich, die bleiche Schläfe nieder, in den Schnee. Immer näher schwebt die rote Spur; die geschlossenen Augenlider zucken, bleicher als sein Sterbehemd, und ich suche das Wort, das Wort — in unsrer Kindheit wußten wir's.

Er schlägt die Augen auf, der Geigenbogen stockt, ein Schrecken schlägt mich: das sind nicht seine Augen! das ist „die Andre"! — Meine Blicke erlahmen, mein Mund versagt; meine Finger krümmen sich, ihr Gewand zu betasten — hilf mir! das Wort! — Sie weist auf meinen starren Körper: lange Ketten Verse, wie Spruchbänder, umschnüren meine gezerrte Kehle: ich lese und lese, mir graut:

Schwere Ringe . . . wird . . . ich werbe . . .
leere Schlinge . . . deine Meinung —
dunkle Kammer . . . uralt Erbe . . .
Irrtum . . . Jammer . . . wird Erscheinung —

Wer sprengt die Ketten?! Die Tür springt auf. Lichtschein wie Nadelstiche prallt mir entgegen. Auf der Schwelle steht meine Mutter; mit unsäglichem Kummer blickt sie mich an. Meine Arme mühn sich nach ihr; vergebens. „Sünde an der Mutter deiner Kinder?!" ringt es sich von ihren Lippen. „*Mutter!*" ringt sich's von *meinen* Lippen, laut, das Wort; — ich bin wach.

Durch die dunkle Stube lag ein schmaler Streifen Mondlicht grell bis auf mein Bett; er zuckte. Ich sah zum Fenster; da war kein Spalt. Ich wandte den Blick ab; der Streifen glitt mit. Ich weiß nicht, was für ein Licht so zuckte.

Wenn dich zwischen Schlaf und Schlaf
um Mitternacht
dein rasend klopfendes Herz
aus deinen Träumen jagt
— furchtsam stockt dein Atem —
und sich durch dein finstres Zimmer
weiße Schatten vor dir flüchten:
kennst du dieses Grauen? —
Wenn dann aus dem toten Raum
mit starren Augen
ein geliebtes Gesicht
lautlos dir entgegenscheint
und leben möchte:
kennst du dieses Grauen? —
Mit eignen Händen
willst du nach dir greifen
und dich erwürgen
für eine Schuld . . .

Dritter Traum.

Ich habe sie doch vielleicht umgebracht. Warum sollte es auch unmöglich sein? Ich habe doch einst sogar ein Kind umgebracht, ein kleines, hübsches, unschuldiges Kind. Und damals glaubte ich doch sogar noch an Gott, an die Hölle und ans jüngste Gericht.

Damals war ich ein schwedischer Kürassier, bei den sakrischen deutschen Protestanten, und wir brandschatzten ein katholisches Pfarrdorf. Ah, ich fühle wieder die himmlische Mordlust, wie sich die Bauernweiber wehrten, die wir ins Spinnhaus eingesperrt hatten. Und da spießte ich einfach der Ungebärdigsten das schreiende Kind aus den Armen weg und schmiß es im Bogen in den Dorfteich. Ich sehe noch deutlich die kleine Hand, die aus dem sumpfigen Wasser herausstak, als wir nachher von den Weibern kamen; ganz mit geronnenem Blut bedeckt, so stak sie zwischen den Binsen heraus, wie eine dicke rote Tulpe. Ich habe aber kein Grauen davor; es weiß ja keiner mehr, daß ich es tat. Ich darf mich nur nicht selber verraten, wenn sie mich doch vielleicht vor Gericht stellen.

Wenn ich mich bloß erinnern könnte, welche von beiden ich umgebracht habe. Doch nicht die Mutter meiner Kinder? die hat mir ja immer alles verziehen. Aber die Andre hat sich ja selbst umgebracht; deren Hand kann doch nicht gegen mich zeugen. Jedenfalls muß ich zu der Beerdigung gehen; sonst könnten die Leute Verdacht auf mich werfen. Und ich muß ihr einen Strauß auf den Sarg legen, einen großen schweren Tulpenstrauß, damit sie die Hand nicht herausstecken kann. Aber weiße Tulpen müssen es sein; die roten riechen auf einmal so stark, es ist der reine Leichengeruch. Warum sieht mich der Blumenhändler so an? mit richtigen Totengräberaugen! — Ich will auch weiße Tulpen nicht! die sehen noch leichenhafter aus! — Er lacht; ich verlasse eilig den Laden.

Auf der Straße ist so bleiches Licht, wie ich noch niemals erlebt habe. Ich kann mich kaum schleppen in diesem Licht, so weltschwer hängt es um meinen Kopf. Es geht auch kein Mensch auf der bleichen Straße, und die Häuser sind wie aus Schatten gebaut. Wenn ich nicht wüßte, wo ich bin, könnte ich an ein Geisterland glauben. Aber es macht mich schwach, dieses Licht; es ist, als ob es mich auspressen möchte. Und ich will und will mich nicht schwach machen lassen; keine Seele der Welt darf in meine Seele. Dann muß ich mich aber bei Kräften halten, mein Körper ist schon wie ausgehöhlt. Ach ja, ich werde wohl Hunger haben; ich habe ja heute noch nichts gegessen.

Ich mache ein harmloses Gesicht und trete in einen Schlachterladen. Die Schlachtersfrau blickt mich fragend an — ganz still und fragend — was blickt sie nur! — „Geben Sie mir dies kleine Stück Fleischwurst!“ sage ich langsam mit ruhiger Stimme, als ob ich gar keinen Hunger hätte. Sie blickt mich wieder wortlos an und legt das Stück Wurst auf ein weißes Papier, reicht es mir über den Ladentisch. Ich will es nehmen und kann mich nicht rühren: ich erkenne auf einmal, es ist keine Wurst: es ist eine kleine Kinderhand, ganz mit geronnenem Blut überzogen. Ich starre der Frau verstört in die Augen: es sind die Augen des Bauernweibes, dem ich vor Zeiten Gewalt antat. Ich fasse mich endlich und tappe hinaus; hinter mir her tönt ein dumpfes Lachen.

Ich tappe mich wie durch Nebel weiter und komme an eine Frühstückshalle. Da sitzen wohl hundert essende Menschen hinter der großen Fensterscheibe, da wird mich wohl keiner beobachten. Ich setze mich ganz in den Schatten hinten und bestelle irgend ein rasches Gericht. Es ist so laut in dem halbdunkeln Raum, daß ich kaum meine eignen Worte verstehe. Das Schenkmädchen bringt mir frischen Hummer und wünscht mir freundlich guten Appetit. Es freut mich auch wirklich, wie gut er riecht; aber was steht sie und wartet noch! Ich darf mir aber nichts anmerken lassen; vielleicht will sie bloß ihr Geld bald haben. Ich bezahle; sie bleibt noch immer stehen. Es wird mir schwer, sie nicht

anzuschreien; aber ich nicke ihr ruhig zu und greife rasch nach dem Hummerteller. Ich will mir sacht eine Schere abbrechen: aber was ist das, was ist das nur?! Ich fühle mich bis in die Lippen erbleichen: es ist eine kleine rote Hand, und ein Leichengeruch schlägt mir entgegen. Und alle Menschen blicken mich an; wohl hundert menschliche Augenpaare blicken mich unabwendbar an. Und alle sitzen so still wie Geister; kein Laut ist mehr in dem halbdunkeln Raum. Ich taste mich mühsam zur Tür und ins Freie; ein brausendes Lachen schallt mir nach.

Wo kann ich nur etwas zu essen bekommen! Wenn ich noch lange so schweigsam herumgehe, werde ich ohnmächtig vor Hunger. Es ist nicht, weil mein Geheimnis mich würgt; nur, es stachelt mich immer stärker, mir die herrlichsten Speisen auszumalen. Halt, ich werde mal wieder den Maler besuchen, der immer so köstliche Späße macht; der wird mich auf andre Gedanken bringen. Ich sehe, er malt an einem Fruchtstück; eine große goldgelbe Ananas steht auf der malachitgrünen Schüssel, ein paar rote Tomaten liegen daneben. „Darf ich mir eine Tomate nehmen?“ frage ich ihn ganz unbefangen; „Tomaten sind mein Leibgericht.“ Er malt schweigend weiter; was schweigt er nur? — „Machen Sie doch nicht solche Späße!“ stammle ich plötzlich und sehe entsetzt: er malt eine rote Kinderhand. „Lachen Sie nicht!“ beherrsche ich mich; „Tomaten sind wirklich mein Leibgericht!“ — Er lacht aber gar nicht, er lächelt nur — er blickt mir nur sonderbar in die Augen und sagt mit teilnahmvoller Stimme: „Sie haben sich wohl in der Tür geirrt, die Tür zum Gerichtssaal ist nebenan.“

Ich bin einen Augenblick wie im Traum; ich fühle nur wieder wie durch Nebel, daß der Maler sanft den Arm um mich legt und meine tappenden Schritte leitet und die Tür des Saales hinter mir schließt. Ich möchte aufwachen aus diesem Traum; ich glaube mich doch genau zu erinnern, daß ich in Wirklichkeit niemanden umgebracht habe, weder die eine noch die andre; aber ist das auch wirklich die Wirklichkeit? Ich bin ja schon öfters im Traum erwacht, und dann war's trotzdem nur wieder geträumt. Ich will mich lieber zusammennehmen, daß ich nichts von meinem Geheimnis verrate; mit keinem Wörtchen, mit keiner Miene. Ich sehe mir meine Richter an.

Ob ich vor einem Vehmgericht stehe? Regungslos sitzen sie mir gegenüber, elf schwarzvermummte stille Gestalten, mit Augenlöchern in den Kapuzen. Es funkeln aber nicht Augen darin; es schauen mich aus den schwarzen Masken nur lauter noch schwärzere Löcher an. Ob es vielleicht lauter Schatten sind, die in den hohlen Gewändern sitzen? Ob es vielleicht doch Geister gibt? Denn in der Mitte sitzt Einer ohne Maske, mit geschlossenen Augen wie ein Toter, mit silberweißem Haupthaar und Bart, und mit ewig gebieterischer Stirn; vor dieser Stirn hat mir oftmals gebangt. Ich weiß nicht, ist's meines Vaters Stirn? ich weiß nicht, ist's eines Gottes Stirn? Wenn lauter Geister da vor mir sind, muß dann nicht auch ein Obergeist sein?! Könnte ich nur seine Augen sehn! Vielleicht sind's doch meines Vaters Augen, meines Vaters herrliche stahlblaue Augen, die mich oftmals so hart und zornig anstrahlten, und doch so glutweich im hellsten Zorn, und dann so spöttisch verzeihungswarm. Aber er sitzt da so starr und kalt jetzt, als werde er die geschlossenen Augen nie wieder zu seinem Sohn hin öffnen; es sei denn, ich öffne ihm mein Gewissen. Sie sitzen *alle* so starr und kalt, als wollten sie ewig darauf warten. Ich fühle, ich muß wohl endlich sprechen.

Meine Herren Richter! beginne ich unverzagt: ich habe wirklich ein reines Gewissen. Denn gesetzt auch, ich hätte sie umgebracht, so hätten doch beide sich selbst umgebracht. Denn die eine, die wirklich sich selbst umgebracht hat, die hat sich auch selbst dazu gebracht. Denn da sie kein Gewissen gehabt hat, so hat sie mir mein Gewissen genommen und hat es dann nicht ertragen können. Denn die andre, der mein Gewissen gehörte, und die mir drum immer alles verzieh — denn sonst hätte ich mir's nicht wegnehmen lassen — die hat das nicht länger verzeihen können. Denn da ich kein Gewissen mehr hatte, und wenn sie deswegen — was ich nicht weiß — vor Gram zu Grunde gegangen ist, so ist auch sie im Grunde von selbst und an sich selbst zu Grunde gegangen. Denn wenn ich es auch gewollt haben sollte, so hat es, meine Herren Richter, doch im Grunde ein Anderer gewollt. Denn wenn ich jetzt hier vor Ihnen stehe — und wenn, wie ich sehe, mein Vater jetzt Gott ist — so bin ich im Grunde der Sohn meines Vaters, und mein Wille ist Gottes Wille gewesen. Wenn also ich, meine Herren Richter — nein, nicht ich, wenn ich Gottes Sohn bin —: wenn also Gott, meine Herren Richter, eine von beiden umgebracht hat — nein, die andre — nein, beide — nein, alle andern — —

Ich stocke plötzlich und kann nur noch stottern; ich merke, ich habe mich verwirrt. Ich suche im Blick meiner Richter zu lesen und sehe nur lauter schwarze Löcher. Ich blicke hilflos den Einen an, der herrlich in ihrer Mitte sitzt, und erbange vor seiner klaren Stirn; mich befällt auf einmal dumpf ein Erinnern, als ob ich seit unvordenklichen Zeiten unzählige Seelen umgebracht habe. Und da endlich tut Gott mir die Augen auf: meines Vaters strahlende blaue Augen tut er aus ewiger Ruhe auf und fragt meine Seele: „bekennst du dich schuldig?" — Ich höre mein Herz in seiner Stimme und sehe mein Leben in seinen Augen. Ich weiß, ich brauche nur nein zu sagen, dann bin ich auf ewig freigesprochen. Ich fühle das Nein schon auf den Lippen; ich brauche nur den Mund aufzutun, dann ich bin von all der Mühsal erlöst. Und ich tue ihn auf und — sage „ja".

Ein Schrecken befällt mich wie ein Schlag. Ich fühle betäubt mein Bewußtsein schwinden; mir ist, ich stürze endlos hinab, durch dunkle, bodenlose Räume. Oder stürze ich endlos empor? Ich höre von oben her singende Stimmen; sind's Menschenstimmen? sind's Geisterstimmen? Sie singen mich wieder zur Besinnung — von fern her singen zwei Frauenstimmen —: Von wannen, von wannen? — von wannen dein Träumen! — befreie dich, Seele — von Zeiten, von Räumen! — sie verklingen. Ich schlage mühsam die Augen auf; ich sehe mich durch ein Bogentor schreiten.

Es ist noch immer so weltschweres Licht, wie ich noch niemals erlebt habe; ein totengelbes Abendlicht. Nur vor mir her, da schreitet ein Mann in richterlichem schwarzem Talar, auf dessen Schritte ich horchen muß, dann wird das schwere Licht mir leichter. Sie tönen mir seltsam vertraut, diese Schritte; ich muß sie schon öfters vernommen haben und ihnen so Schritt für Schritt gefolgt sein, wie ich jetzt ihnen Schritt zu halten suche unter der dröhnenden Bogenhalle. Ist es mein Vater? mein Herz sagt nein. Und da höre ich hinter mir noch solche Schritte; nur ungewissere, haltlosere. Ich wende mich und stehe erstaunt; und auch der Mann vor mir wendet sich. Ich sehe, hinter mir geht der Jüngling, der ich vor Jahren gewesen bin; ich sehe, vor mir steht der Mann, der ich in Zukunft sein werde. Er winkt mir kurz, und es weht sein Talar, und wir schreiten im Gleichschritt zum Tor hinaus. Und es weht sein Talar, und mit lautlosem Schritt schreitet

der Mann aus sich selbst heraus und entschwindet meinem gebannten Blick. Denn mein Blick hängt an einem väterlichen, ewig gebieterischen Greis, der an Stelle jenes verblieben ist, und der mir weiterzufolgen winkt. So kommen wir an ein Hafenwasser.

Wohl unabsehbar dehnt sich das Wasser unter dem totengelben Himmel. Viele große Schiffe lagern darauf, mit hohen reichbewimpelten Masten; aber das Gelbe lastet so nachtschwer, daß keine Farben mehr dämmern können. Alles, die Schiffe, die Wimpel, das Wasser, scheint alles so schwarz aus Schatten geschaffen wie der Talar meines greisen Führers; nur sein weißes Haar schimmert silbern im Zwielicht. Was sind das für Schiffe? frage ich zweifelnd. „Wirkliche Schiffe," entgegnet er tonlos und weist auf ein Dock am westlichen Himmel. Kein Laut von Arbeit kommt aus den Werften her; der ganze Hafen scheint ausgestorben. Die schwarzen Stützpfähle um die Hellingen ragen starr am Horizont entlang wie ein auferstandener kahler Hain von urflutlichen Riesenstauden. Nur aus dem westlichen Saum des Haines taucht klumpenhaft etwas Graues hoch und regt sich in der schweren Stille; es regt sich wie das felsengraue, urschwere Haupt eines Elefanten. Ist's eines spukhaften Götzen Haupt? ist's eines Gottes heiliger Scheitel? Mein Führer aber winkt mir zu schauen.

Und was wie ein Haupt war, beginnt zu erglänzen, und entsteigt dem schwarz aufstarrenden Hain, und ist ein großer glanzvoller Mond. Er glänzt nicht so fahl wie ein nächtlicher Mond, er glänzt nicht so grell wie die tägliche Sonne; er glänzt wie ein Tautropfen in der Frühe, und alle Farben klären sich auf. Und nun wendet mein Führer sein greises Antlitz blauäugig nach dem östlichen Himmel, und mit langsam gebieterischer Hand entwinkt er der verklärten Nacht einen zweiten solchen glanzvollen Mond. „Wisse, du sollst an Geistermacht glauben" — haucht er mir in mein schauerndes Herz und entschwebt dem einen der Monde zu. Bin ich erblindet von seinem Anhauch? ich sehe auf einmal nur lauter Licht. Ich fühle nur blindlings ein leuchtendes Schweben ins grenzenlose Blaue hinein. Ich ahne dunkel, ich selbst bin der Greis; er ist wohl dem andern Mond zugeschwebt? Ich schwebe mit ausgebreiteten Armen und raumentrückten Augen gleich Ihm.

Das Leuchten wird immer feuriger; ich atme entzückt die zarte Glut. Ich höre von oben her singende Stimmen, zweistimmig aus unsichtbarer Ferne. Sind's wieder die Seelen der Geistinnen beide? erwarten sie mich auf den strahlenden Monden? Sie singen mich weiter und weiter hinauf: Ins Weite, Seele — von wannen dein Träumen! — erwache ins Freie — von Zeiten, von Räumen! — sie nahen mir. Sie nahen wie schüchterne Lüfte so lind; sie küssen mir meine entbreiteten Hände. In meinen Handflächen ruhn ihre Lippen, mein Herzblut strömt ihren Küssen zu. Sie küssen immer herzinniger, und andere Geistinnen singen von oben. Wollen sie mir mein Leben auskküssen? „befreie dich, Seele," singen sie. Leben sie nur, wenn Ich sie belebe? „erwache, Seele," verklingen sie. Ich raffe all meine Herzkraft zusammen; ein leeres Grausen stöhnt aus mir auf. Ich will mich den tötlichen Küssen entwinden; wie ein Gekreuzigter schwebe ich machtlos. Ich krümme mit letzter Gewalt meine Finger, und während ein herzzerreißender Klageschrei mir die glanzgebadeten Augen aufreißt, höre ich, daß es mein eigener Schrei ist, von dem ich unter Tränen erwacht bin.

Ich lag wirklich wie ein Gekreuzigter da, mit ausgebreiteten Armen im Dunkeln, die Handflächen über den Bettrand gestreckt, rechts und links in die schwarze Luft. Ich schob meine halb erstarrten Glieder langsam in eine andere Lage und machte die Augen wieder zu; die ruhige Finsternis tat mir wohl nach der tollen Seelenfeuersbrunst. Ich nahm mir vor, wenn ich wieder so träumte, sofort an meinen Körper zu denken.

Befreie dich, Seele,
von Zeiten, von Räumen,
erwache ins Weite,
von wannen dein Träumen;
von wannen, von wannen? —
Von Räumen, von Zeiten,
die ewig bleiben,
erwache, Seele,
du kannst sie vertreiben,
von dannen, von dannen,
ins Weite all dein Träumen bannen! —

Vierter Traum.

Aber ich muß doch zu ihrer Beerdigung gehen. Oder wenigstens ihre Gräber besuchen. Denn beerdigt sind sie wohl nun schon lange; ich war ja bei ihrer Feuerbestattung. Könnte ich nur die richtige Grabkammer finden! ich muß mich hier unten verlaufen haben. Wo mag das Urnengewölbe denn sein! hier sind ja nur lauter Schädelkammern. Und die Gänge dazwischen so schlecht beleuchtet, daß man jeden Sinn für Richtung verliert. Wenn ich zurück auf den oberen Friedhof komme, werde ich den Verwaltungsrat anregen, bessere Wegweiser einzurichten. Aber wie komme ich endlich hinauf! Ich erinnere mich, gelesen zu haben, es sollen schon Leute umgekommen sein in diesen verwirrenden Katakomben.

Woher nur das Licht in den Schädelkammern kommt? Es ist nicht elektrisch angelegt; es wird wohl eine Art Oberlicht sein. Darum flimmern wohl auch die Gänge dazwischen so unterirdisch dumpf und trüb. Ich werde jetzt nicht mehr nach rechts noch links blicken, sondern immer den Gang gradaus verfolgen, nach der sonderbar hellen Oeffnung da vorn. Sie steht wie ein weißes Rechteck im Düstern; da muß eine Tür ins Freie sein. Sie scheint auch allmählich noch heller zu werden; beinahe blendet sie mich schon. Das Weiße kann aber kein Luftweiß sein; es steht wie aus Stein so unbewegt. Es grenzt sich so grell ab, ich muß meine Augen schließen. Ich gehe aber doch grad drauf los; ich spüre, wie ich hindurchschreite. Es atmet sich auf einmal viel leichter; es muß also doch eine Luftöffnung sein. Ich schlage die Augen auf und sehe: hoch über mir blaut der freie Himmel.

Ich seh es und seh es: hoch über mir — und über vier hohen weißblanken Mauern, die senkrecht um mich emporsteigen. Soll ich denn wirklich nie wieder herausfinden aus diesem sinnlosen Labyrinth? Ich will aber nicht die Fassung verlieren; ich weiß ja seit lange aus Erfahrung, ich muß nur an meinen Körper denken, dann kommt auch die Seele wieder zu Sinnen. Ich werde mir also den Raum erst betrachten, ob er nicht doch eine Auf-

fahrt hat. Er hat vier glatte kristallblanke Wände, aus lauter quadratischen Feldern gebildet. In der Mitte jedes Feldes ein Goldstern, entzückend in den Kristall eingeschliffen; aber nirgends ein Halt, um hinaufzukommen. Es ist ein weiter leerer Saal; es scheint nichts als eine Art Luftschacht zu sein. Aber sieh, er hat ja noch eine Tür: grad gegenüber der andern Tür, durch die ich hereingekommen bin. Und da ist ja ein Handgriff an der Kante, in den eine Schnur aus den Gängen her mündet; das soll gewiß eine Richtschnur sein. Ich fasse die Schnur, um weiterzugehen, mit einem letzten Blick zurück.

Aber was ist das? bin ich denn wirklich von Sinnen? Auch an der andern Tür drüben ist solch ein Handgriff, in den eine solche Richtschnur mündet. Die muß ich vorhin in den halbdunkeln Gängen beim Suchen übersehen haben. Aber die Türen sind völlig gleichgeformt, und ich habe mich in dem leeren Saal fortwährend um mich selbst gedreht; durch welche Tür bin ich nun gekommen? — Ich betaste die Schnur und betaste mich selbst; es ist alles vollkommen körperlich. Ich kann also ruhig weitergehen; wenn ich vorsichtig suche, wird sich schon zeigen, ob es die richtige Richtung ist. Ich taste mich immer die Schnur entlang, von Zeit zu Zeit einen Handgriff streifend; ich komme wieder an lauter Schädelkammern. Hier sieht das Licht aber bleicher aus; und der Gang scheint allmählich tiefer zu sinken. Dies Licht kann nicht von oben her kommen; es scheint aus dem Erdinnern aufgefangen. Die Schädel gleißen alle so weißblank wie die Kristallquadrate des leeren Saales vorhin, und doch ist ringsherum tiefer Schatten. Und in all diesen Schädeln haben einst Welten gespukt — mit Goldsternen drin und blauen Himmeln — und vielleicht auch mit einem ewigen Gott; ich fühle eine irrsinnige Lust, in diesen Schädeln nach Gott zu suchen. Ich lasse aber die Schnur nicht los; ich will nicht wieder die Richtung verlieren.

Jetzt kommen auch Kammern mit Tierschädeln; sie schimmern ebenso erdinnerlich. Was regt sich da auf einmal im Schatten? Ist es denn möglich, mein alter Getreuer?! Komm her, mein Teckel, was suchst du denn! Was blickst du mich so innerlich an? Jawohl, ich habe dich umgebracht; aber was hast du auch immer geknurrt, wenn die tote Dame mich küssen wollte! da hab ich dich doch vergiften müssen! — Er blickt mich nur immer seelenvoll an, mit demselben Blick noch, den er mir zuwarf, als er im Todeskampf vor mir lag; ganz ohne Vorwurf, ganz treu ergeben. Aber was will er denn noch, er lebt doch noch! Er will mich wohl in die Kammern locken? Ich nehme die Richtschnur fester zur Hand und erinnere mich an meinen Körper; ich werde einfach weiterschreiten, der Hund ist gewiß nichts als ein Spuk.

Nein, er folgt mir; ich höre ihn hinter mir. Ich bleibe stehen; da steht er auch still. Ich drehe mich um; da legt er sich. Ich locke ihn nochmals; er rührt sich nicht. Er blickt mich nur immer inständig an mit seinen unendlich treuen Augen; und kaum beginne ich wieder zu schreiten, folgt er mir wieder Schritt für Schritt. Ich höre seine leisen Zehen; ich spüre, wie sein Blick an mir hängt. Ganz ohne Rachsucht, ganz voller Liebe; als ob der liebe Gott mir folgt. Wie dieser Gottblick mich hinterrücks martert! Wenn er noch lange so anhänglich bleibt, bringe ich ihn zum zweitenmal um! Aber ich darf doch die Richtschnur nicht loslassen; ich komme sonst schließlich selbst noch um in diesem wahnwitzigen Labyrinth. Halt: schimmert da vorn nicht wieder ein Lichtloch? das ist wohl endlich die Urnenhalle. Jawohl, das Viereck wird immer heller; und die Schnur scheint

grad draufhin zu leiten. Wenn ich nur rascher vorwärts käme; wie Grabeslast ist der Blick hinter mir! Ich zwinge meine Füße zu rennen. Ich keuche der leuchtenden Halle entgegen. Ich achte nicht den Schmerz meiner Augen. Ich taumle fast in dem blendenden Viereck hindurch! und pralle entsetzt zurück: ich stehe abermals in dem Kristallsaal, den offenen Himmel über mir — ich bin im Kreise herumgeirrt.

Und was stöhnt da, was rührt sich neben mir? Durch die Tür kommt der Teckel mir nachgeschlichen! Ich sehe jetzt deutlich, es ist nur ein Schatten; ein Schatten mit gottergebenen Augen. Ich stürze in rasendem Haß auf ihn los; ich werde den Spuk nun endlich zerreißen! Mit beiden Händen packe ich ihn, am Genick, am Kreuz, und zerre und zerre. Er windet sich unter meinem Griff; wie Kautschuk spannt er sich hin und her. Ich spüre verzweifelt, wie er mich lähmt: wie er nachgiebig meine Arme entmannt. Ich fühle bis innerst in Leib und Seele: wenn ich dies Gespenst nicht bewältigen kann, bin ich machtlos für Zeit und Ewigkeit! Ich spanne all meine Nervenkraft an; und wenn mir Gehirn und Adern zerbersten! Und ein Ruck, ein leises ersterbendes Winseln: o Wonne, ich habe den Schatten zerrissen. Mit einem letzten hingebenden Blick zerfließt er in die leere Luft.

Ich stehe und zittre am ganzen Körper, vor Glück und Ermattung und neuer Verzweiflung. Ich starre hinauf in den blauen Himmel: ist kein Entrinnen aus diesem kristallenen Grab? — Ich betaste meine erschöpften Glieder — warum muß ich nur immer an meinen Körper denken! — Es ist doch gar nicht mehr nötig jetzt; wer hat mir das eigentlich eingeredet? — Wie schön könnt ich schlafen in diesem lautlosen Schacht. Ich bin so müde, ich höre mein Seelenspiel klingen. Es rauschen wohl Flügel oben im Blauen? Nein, ich glaube nicht; es ist nichts zu sehen. Doch: eine weiße Feder schwebt nieder. Wie eine Schneeflocke kommt sie gewirbelt. Noch eine, noch eine, Flaum auf Flaum; grad in die Mitte des Saals herab. Immer mehr, immer mehr, weiße Flaumfederflocken; der ganze Boden liegt schon bedeckt. Ich muß zurück an die Wandfläche treten; es ist schon ein Hügel, es wird ein Berg. O Seligkeit, das ist ja die Rettung: der Berg wächst immer höher hinauf! Schon steht er fast so hoch wie der Schachtrand, und immer dichter häuft sich das Flockengewimmel. Ich springe mit beiden Füßen hinein; ich versinke in dem bettweichen Schwall. Aber er ballt sich unter mir; ich stampfe und stampfe, und es glückt. Ich stampfe mich höher und höher hinan; es ist, als federn mich Bälle empor. Ich kann kaum sehen, so stiebt es um mich; und brennender Schweiß verschließt mir die Augen.

Da: ein frischer Lufthauch kühlt mir die Stirn: ich fühle entzückt, ich bin oben, oben! Meine Augen wagen wieder zu blinzeln, durch die feuchten, flaumverschleierten Wimpern. Kein Federchen stiebt mehr, der Himmel blaut; es ist eine überirdische Stille. Ich stehe auf steilem, schwankendem Gipfel; tief unter mir klafft der weiße Abgrund des labyrinthischen Schachtes herauf. O Seele, Seele, wie komm ich hinüber?! Sieh: rings um den Schacht, wie ein Garten Eden, liegt der blühende frühlingsgrüne Friedhof! — Und die Seele erklingt: ich seh es, o Geist! Ich seh es durch Tränen, o göttlicher Geist, durch regenbogenfarbene Tränen! Ja, dein Gipfel schwankt, und ein Wind kommt gebraust, und du Schwankender weinst und ich breite die Arme: wenn du jetzt, o Gottgeist, mich Seele erhörst, will ich Deiner Kraft trauen ewiglich! —

Horch: braust nicht der Wind beflügelnd, o Seele? und der Gipfel löst sich und schwebt und wird Wolke! Sieh, mit beiden Armen umspanne ich sie und schwebe über den Ab-

grund dahin. O, wie weich sich's fliegt in dem leichten Flaum: ich fühle nicht Höhen, nicht Tiefen mehr. Ich fühle nur, wie mich die Windwolke schaukelt und mir süß alle Kräfte stachelt und kitzelt. Will sie mir etwa mein Leben wegschaukeln? Dann wisse, Seele: mein Körper lacht! Ich kann sie loslassen, wenn ich will; ich bin ja befiedert über und über! Ich kann mit dir fliegen, wohin ich will; ich brauche ja nur den Flaum wegzublasen! Ich blase und blase; was ist denn das? ich blase mir ja in die eigne Nase! Ich mache wohl selbst den Wind, der so kitzelt? Ich niese, ich lache — lache — erwache.

Ich lag noch immer im dunkeln Bett, und ich hielt mein Kopfkissen in den Armen. Ich fühlte, daß eine kleine Feder aus dem zerknüllten Kissen herausstak; sie berührte noch meine Nasenspitze. Ich entfernte die Feder und legte das Kissen glatt; ein Stündchen hoffte ich doch noch zu schlafen. Der Morgen schien zwar bereits zu grauen; aber ich war noch müde genug.

Wenn über unsern tiefsten Verzweiflungen,
wo wir vor lauter geöffneten Nottüren
nicht aus noch ein zu finden wissen,
stets eines Gottes Blick wachte —
Wenn unter unsern höchsten Entzückungen,
wo wir verstummend vor Triumph
mit zitterndem Fußtritt
jede Gefahr zerstampft zu haben meinen,
stets eines Gottes Ohr weilte —
Wenn zwischen unsern erhabensten Gleichgültigkeiten,
wo wir mit Adlerruhe
alle Verfolgung
Todes wie Lebens
in leere Luft verflogen wähnen,
stets eines Gottes herzliche Teilnahme schwebte —:
ich glaube, er würde vor Lachen sterben . . .

Fünfter Traum.

Ja, meine Verfolger, ich lache euer! Denn ich kann fliegen, wenn ich will; ich kann aus eigener Willenskraft fliegen! Sie rasen hinter mir her wie gehetzt, eine Meute tobsüchtiger Jäger und Hunde. Aber hier, ich spanne nur meinen Mantel, dann bin ich ihrem Wahnsinn entrückt. Schon schwebe ich über den Eichenwipfeln und lache Halali auf sie nieder. Ich höre sie brüllen: du Mörder, Mörder! und würden mich alle doch selbst gern morden. Nackt sind sie auf die Jagd ausgezogen, aber dennoch war ich schneller als sie. Wie sie rachekeuchend mir nachstarren, durch die kahlen Eichen die fahlen Gesichter, während ich höher und höher entschwinde! Halali Hallelûjah lache ich nieder und werfe ihnen Handgrüße zu: Ja, ihr seid auferstanden zum jüngsten Gericht, ich aber fliege ins ewige Leben! —

Wie sie kleiner und kleiner schrumpfen, die schreckbefallenen bleichen Leiber: wie Würmer wimmeln sie durcheinander zwischen dem welkbraunen Laubwerk unten, wie aus-

gegrabene Engerlinge. Ich lasse breit meinen Mantel fallen, um ihre klägliche Blöße zu decken. Schwer schwebt er hinab, denn ich schwebe hinan; mit schwimmenden Armen zerteil ich die Wolken. Was glänzt da her aus dem stahlblauen Aether? ist es ein unbekannter Stern? — Halali Hallelûjah jauchzt mein erkennendes Herz: es ist eine weltbestrahlende Stirn! Sei mir gegrüßt, pfadkundiger Wildrer, du Jagdherr der Frevler, Shakespeare, Erhabener! — Er schlägt die entschlafenen Augen nicht auf; traumselig lächelt sein Geisthaupt nur und grüßt mich stumm und bestrahlt meine Bahn. Es grüßen noch manche entschlafene Geister mit sternengleich aufstrahlenden Stirnen und beleuchten meine erhabene Bahn. Es grüßen Rembrandt und Lionardo, und Dante und Goethe, Beethoven, Bach. Es grüßt auch mein Vater, und meine Mutter; und fern strahlt ein dornenkranztragendes Haupt.

Wo hab ich dies rührende Haupt schon gesehen? dies schmerzverklärend verzeihende Antlitz: in meiner Kindheit war es wohl? Ich möchte vorüber an diesem Antlitz jetzt; aber dahinter ist alles schwarz. Ich möchte dennoch vorüberschweben; aber es zieht mich näher und näher. Es zieht mich mit seinem Dornenkranz an, der noch heller strahlt als die träumende Stirn. Er strahlt wie ein großes verzweigtes Nest; das Gezweig wächst immer größer ins Weite. Ich möchte dies wachsende Lichtnest umkreisen; aber es weitet sich kreisend um mich. Es wirbelt mich hoch wie einen Funken ins schwarze Unermeßliche. Ich blicke hinab, ich will's überschauen: ich sehe ein unermeßliches Helles. Ich sehe ein grenzenlos schwebendes Lichtreich: ein tiefes, ringshin ruhendes Nest von unzähligen kreisenden Sternenreihen, endlos verzweigt durch den schwarzen Raum. Mich weht ein Grausen an, ich erkenne: ich bin in einer anderen Welt.

Das Grausen weht inniger, es beseligt; ich fühle, es will mich zur Ruhe wehen. Es weht mich hinab auf das träumende Haupt; wer bist du, wer bist du, entschlafener Geist, auf dessen Haupt mich ein Lichtreich wiegt? Ich lasse mich willig niederbewegen zu dem leuchtenden Scheitelpunkt in der Mitte; ich sinke mit heller Heimatswonne immer tiefer hinein in das weltweite Nest. Und was wie ein Punkt schien, ist eine Wölbung, eine milchweiß gestirnte unendliche Kuppel, auf deren Scheitelfläche der Nestkranz ruht. Ich staune hinab in den traumstillen Kuppelraum, hinab durch das schimmernde Scheitelgewölbe: das ist wohl das, du erhabenes Haupt, was wir auf Erden die Milchstraße nannten? Ja, ich sehe sie kreisen in deinem Innern, die Sterne, die Sonnen und jene Erde, wie Blutzellkörperchen deiner Adern, du strahlendes, dornenkranztragendes Haupt! Wie sie zittern, die kleinen Seelchen alle, die sich Welten dünken in ihrem Dunstkreis: ich sehe sie deutlich erbeben im Nebel, vor Deiner weltbegrenzenden Stirn. Und sind meinem Blick doch alle so fern, so grenzenlos fern wie jener Erdball, dem ich durch Wolken entronnen bin in diese verklärte andere Welt. Die Augen fallen mir zu vor Bangen: wer bist du, wer bist du, verklärender Geist? —

Ein silberhell klingendes Lachen weckt mich; hab ich's geträumt oder leben hier Menschen? Nein, eine Lichtgestalt weilt vor mir; ich schnelle auf, eine Geistin umschwebt mich. Hab ich sie schon auf Erden gekannt? Ihre Augen ermuntern mein Herz so vertraut, als hätten sie schon in früher Kindheit über meinen Spielen gewacht. Ihr Blick ist so innig silbergrau, nein lichtschwarz, nein tief von Herzen goldklar, ganz silber-und-goldherzinnig klar; ist es die Göttin Barmherzigkeit? Sie lächelt, sie läßt den Kopf

etwas hängen; o süße Schelmin Barmherzigkeit! Sie nickt mir nochmals von Herzen zu; ich lausche, ich höre ihr Seelenspiel klingen.

Die Erde schläft in Nebelschleierschein;
doch kann ihr Atem nicht ihr Leid verdecken.
Ihr träumt, sie würde wach viel freier sein;
es ist wohl Zeit, daß wir sie wecken?!

Ich starre hinab, mir bangt aufs neue. Nein, fleht mein Blick, laß die Erdseele ruhn! sie ist voll Rachsucht, sie will nur morden; laß uns den Geist dieses Lichtreiches wecken! — Die Geistin lächelt; weshalb nur wieder? aber ihr Lächeln ermutigt mich. Laß uns ihn wecken! verlangt mein Blick; Ihn, dessen Haupt diese andre Welt trägt, doch unter dessen träumender Stirn jene Erde uns noch immer bannt! Laß seine Augensterne erst leuchten, das wird uns erheben aus diesem Bann! —

Sie lächelt und nickt, ist nickend verschwunden; ich greife verdutzt in leeren Glanz. Ich schwebe wieder allein in den Weiten; nur ihr silberhelles Gelächter klingt noch. Nein, auch ihr Blick ist zurückgeblieben; wie ein goldenes Sternchen schwebt er vor mir, inmitten des silberweiß kreisenden Nestes. Oder nein, es ist ja ein Doppelsternchen! Ja, ein goldklar flimmerndes Zwillingssternchen! ein kleines wirbelndes Sternseelenpärchen! zwei kleine glitzernde Seelensternzellchen, die in eins zusammenzusprießen streben. Ich greife danach, ich schrecke zurück: das eine spiegelt deutlich mein Bild. Ich seh mich hinauf in den Nestkranz greifen, in das kreisende Spiel des Sternengezweiges; — und spielt nicht im andern das Bild der Geistin? — Nein, schon sind beide zusammengesprossen: ich weiß nicht, spielt da *mein* oder *ihr* Bild? Es spielt mit den kreisenden Neststernbällen, mit unzähligen, reihenweis wirbelnden, unendlich zellkleinen Zweigsternbällchen; und in jedem Zellstern spielt wieder solch Bildchen. Ich will es fassen; ich greife ins Unfaßbare. Ich merke, es schwebt weit über mir, unermeßlich weit, und sprießt weiter im Schweben, immer weiter in wirbelnden Sternbilderspielen; es scheint nur so klein, weil's so grenzenlos fern ist. Es wirbelt mich nach, schon entwirbelt's dem Nestkranz; und sprießt immer wirbelnder über mir fort, und ein silberhelles Gelächter umstürmt mich.

Ich muß mitlachen, ich blicke hinab: ganz zusammengeschnurrt in schwarzer Tiefe schwebt das weltweite Dornennest unter mir, nur wie ein flaches Korbflechtwerk noch, eine tellerförmige milchweiße Scheibe, auf der sich ein riesenhaft sprudelnder, goldklar von Sternzellen sprudelnder, fort und fort wachsender Kreisel dreht. Er schleudert mich mit im sausenden Umschwung, immer höher den schwellenden Rand hinan; ich kann kaum noch das winzige Urzellbild ahnen, das in der Kreiselspitze da unten mit andern solchen Urbildern Ball spielt. Ich ahne nur, wie sich aus jedem Bildstrahl, den es hochsprudelt in den silbrigen Nebel, eine neue Schar Goldstrahlenbilder entpuppt, aus jedem Weltsternchen eine Sternenwelt, immer riesenhafter emporgegliedert, ein unendlicher Springbrunn von Lichtpuppengliedern, und jedes Glied schon ein ganzes Wesen, ein ganzes Weltpuppengliederspiel, das andere spielende Weltgliederpuppen nach allen Seiten entspringen läßt. Ich möchte eins dieser Wesen betrachten; ich schwebe so nahe an seiner Seite, ich kann seinen Atemkreis brausen fühlen. Ich möchte erkennen, ob's Mann ist, ob Weib;

aber es dehnt seinen riesigen Lichtnebelkörper, den Sterne um Sterne wie Flugsaat durchwirbeln, so stürmisch ins Unermeßliche, daß ich wieder nichts weiter wahrnehmen kann als ein seelenvoll brausendes Gelächter. Und wieder muß ich voll Bangen mitlachen, denn in all meinem Bangen ahne ich jetzt: vielleicht ist dies unabsehbare Glanzspiel, dieser ganze erhabene Sternpuppenkreisel auch wieder nur ein kleines Glied, vielleicht nur die unterste Zehenspitze von einer noch größeren Spielgestalt, die wieder noch größere ausspielen kann — o laß dich erkennen, erhabenstes Wesen! —

Ich starre hinauf zu dem äußersten Lichtsaum: könnt ich nur einmal ein einziges Leuchten seiner Augensterne aufschimmern sehn! Ich mühe mich, jäher emporzukreisen, dem Bannkreis des Strudels noch näher zu steuern; mir ist, ich tu's schon seit Ewigkeiten. Ich blicke zurück auf meine Flugbahn; das Sternennest unten ist gar nicht mehr sichtbar, es scheint nur die allerunterste Spitze dieses schwebenden Weltenkreisels zu sein. Mir wird so hinschwindend seelenweit, ich kann kaum mehr meine Bewegungen fühlen. Ich kann in dem wachsenden Lichtseelennebel auch nichts mehr von meinem Körper sehen; ich bin wohl selbst eine Lichtwelt geworden. O könnt ich nur endlich das Augenlicht sehen, dem all diese seligen Weltspielpuppen aus ihren Kreisen entgegenlachen! Ich muß auf einmal auch selig lachen: ich sehe urplötzlich im Innern des Kreisels, rings unter mir, überallher aus den Nebeln, ganze Schwärme von Augenlichtern aufschimmern: alle die hohen entschlafenen Geister, die meine Bahn einst beleuchtet haben, sie erwachen aus ihren träumenden Tiefen und folgen mir höher mit lachenden Blicken. Es erwachen und lachen Rembrandt und Shakespeare, Cervantes und Swift, Aristophanes, Nietzsche. Es lacht auch mein Vater, auch unsre Mütter, und jenes dornenumspielte Haupt. Ich will es begrüßen, mein Gruß erstarrt: aus seinem Blick lacht die Göttin Barmherzigkeit. Ich starre hinab von Blick zu Blick: in allen den schwärmenden Augensternen, selbst in Euern Gestirnen, Nietzsche, Rabelais, Shakespeare, ihr wildesten Schwärmer, ihr Freunde der Frevler, spielt das Bild der Göttin Barmherzigkeit. Mir schwindelt; ich muß wieder aufwärts blicken! O erwache auch Du, erhabenstes Wesen, erwache aus deiner Gleichgültigkeit! Erhebe mich endlich zu *Deinem* Blick! Entreiß mich all diesen wachsamen Augen: sie mahnen noch immer an jene Erde, die doch seit Ewigkeiten dahin ist! Entpuppe dich endlich: wer bist du, Du —

Ich horche erschrocken: was lacht da „Du"!? Und ein Echo lacht stürmisch abermals „Du!" Will das erhabenste Wesen mich höhnen? O, nur höher! mir bangt nicht mehr! nur zu! — Ich steure noch jäher hinein in den Kreisel, ich lache stürmisch mit „Du, du, du!" Ich lasse mich ganz in den Lachstrudel reißen: vielleicht kann selbst das erhabenste Wesen mich nur in seinem Innern erhören, da in der innersten Achse da! — Ja, ich höre, nun lacht es „Da, da, da" —: und siehe, das ganze Weltpuppenspiel beginnt zu nicken, wild, fern und nah. Und immer wilder, mir stockt das Herz: will es mich aus dem Gleichgewicht nicken? Nein, in ganz gleichwilden Weltkreisen nickt es, kreisunter kreisüber mir — da, da, da — mit sternklar barmherzigen Geisteraugen — und lacht ganz gleichgültig „Ha-ha-ha!" Es will mich gewiß nur in Sicherheit lachen; ja, die Achse des Kreisels ist schon ganz nah; ob sich's da endlich entpuppen wird? Ja! All die Geister da lachen Ja! und nicken. Aber was ist das? Ah! die Achse! Sie dreht uns immer noch höher; aber mir stockt das Herz immer jäher — verliert sie nicht doch jetzt das Gleichgewicht? — Nein,

sie verdreht wohl ihr Seelenlicht? Hahahah, sie verdreht uns die Uebersicht! Sie beginnt zu wackeln! o all ihr Geister: das erhabenste Wesen scheint Kopf stehn zu wollen! —

Ich höre entsetzt, alles lacht wieder „Ja!“ — Haha-halt! Barmherzigkeit! Wenn wir fallen — wir fallen ins Bodenlose da! — Da, was seh ich: allmächtiger Himmel, ja: es steht ja schon Kopf! — es entpuppt sich! — Ah — —: himmelhoch über mir steht etwas da: mitten-auf aus den wackelnden Seelenwelten steht die Kreiselkrone in Gloria — und ist eine — was? — eine Sohle?? — ja: eine riesige wacklige Weltseelensohle, von unzähligen Zehenspitzen umzappelt. Ich erkenne, sie will uns noch höher zappeln: sie beschirmt unsre Welt wie ein maßloser Fallhut: wir zappeln in einer ungeheuren, allweltenhütenden Urweltpuppe, die auf ihrer Hutspitze bodenlos kopfsteht und deren Bauch sich vor Lachen schüttelt. Er schüttelt uns mit, immer mit, hahahah! Macht Halt, ihr Geister, sonst platzt er! Da —: er platzt — ich muß mich vor Lachen umdrehn. Hahahah, all die Weltgeister drehn sich mit um! Hahahah, sie verdrehn mir Hören und Sehen! Hahahah, das erhabenste Wesen rächt sich! Hahahah, es läßt mich vor Lachen sterben — mir gehn alle Augen über, nein auf! — ja auf! endlich auf! — Was? — bin ich denn wach? —

Ja, ich saß mit offenen Augen im Bett; und mittenher durch mein halbdunkles Zimmer langte ein goldheller Morgenstrahl, voll unzähliger wirbelnder Sonnenstäubchen. Es war also doch ein Spalt in dem Fenstervorhang. Ich stand auf, machte vollends hell und besann mich; dann warf ich die abends empfangene Todesnachricht aus meinem Shakespeare in den Papierkorb. Ich wußte nicht, sollte ich wie ein Kind ein dankbares Morgengebet verrichten, oder Gott, Welt und Leben zum Teufel wünschen. Ich weiß es noch heut nicht, du himmlischer Quälgeist, o allbarmherzige Phantasie! —

‚Wer bist du?‘ „Wer du willst!“
‚Wo wohnst du?‘ „Wo du's fühlst!“
‚Lebst wohl im Lichtstrahl still?‘
„Wohl auch im Staubgewühl!
Bürst mein Hütlein,
klopf dein Kittlein,
so kannst du merken, wer ich bin,
wieviel goldne Wunderwelten in uns glühn!“ —

Zu Liebermanns Zeichnungen.

Von Hans Rosenhagen.

Der Begriff Zeichnung ist genau so vielen Mißverständnissen unterworfen wie der Begriff Malerei. Es kommt ganz darauf an, was der einzelne unter Zeichnung versteht und was er von einer solchen verlangt. Es gibt Menschen, die an einer Zeichnung lediglich die Arbeit und die Korrektheit schätzen, und es gibt andere, für die der darin offenbarte Geist des Künstlers das Entscheidende ist. Zwischen diesen beiden Auffassungen liegen hundert Möglichkeiten, nur nicht die der Verständigung. Unter solchen Verhältnissen hat es nichts Verwunderliches, daß auch über Liebermanns Zeichnungen die Meinungen noch auseinandergehen. Wahrlich: sie sind weder korrekt, noch fertig in dem üblichen Sinne; aber schön und vollendet in dem Sinne, daß sie die Empfindung des Künstlers klar und vollkommen zum Ausdruck bringen. Klar, weil Liebermann das Unwichtige mit Weisheit opfert; vollkommen, weil mit einem Nichts von Mitteln das stärkste Maß von Verständlichkeit und Wirkung erreicht wird. Was bedeutet Korrektheit, wenn der Ausdruck fehlt! Er allein macht eine Zeichnung lebendig;

er allein hat suggestive Kraft. Vor einer Zeichnung Liebermanns wird man nie in Zweifel sein, warum er sie gemacht, was ihn in der Natur gereizt und was er zur Darstellung hat bringen wollen. Von wie wenigen Zeichnungen selbst berühmterer Meister kann man das sagen! Und was Liebermanns Arbeiten mit dem Stift und der Feder, mit der Kreide oder mit der Radiernadel so kostbar macht: sie sind in jedem Striche persönlich. Sie bilden nicht nur Dokumente seiner Anschauungsweise und seines Geschmacks, sondern auch solche seiner individuellen Technik und seines Geistes.

Ein Künstler wird nicht mit einer Technik geboren — er erwirbt sie. Sein vollkommenes Eigentum wird sie erst von dem Augenblicke an, wo sie sich mit seinen Nerven identifiziert, wo diese ihr das besondere Gepräge geben, wo die Technik zu einem persönlichen Stil wird. Auch Liebermann hat den seiner Zeichnung erst nach und nach gefunden. Seine frühesten Zeichnungen — der alte Jude mit der Hand am Bart aus dem „Christus im Tempel" kann wohl noch dazu gezählt werden — zeigen viel mehr Absicht auf Naturnachahmung als die späteren, weil es sich für den Künstler darum handelte, Formen ganz genau kennen zu lernen. Erst von dieser Kenntnis aus konnte er zum Wesen der Form, zum Ausdruck gelangen. Der aber ist nicht zu gewinnen durch fleißige Arbeit und Korrektheit, sondern allein durch Erfassung des Wesentlichen, durch Geist. Liebermanns Streben ist von früh an darauf gerichtet gewesen, den Charakter der Erscheinungen, ihr Typisches zu geben. Im Laufe der Jahre hat sich seine Neigung fast ausschließlich auf Charakteristik räumlicher Empfindungen und typischer Bewegungen konzentriert, wobei ihn die der Landschaft und der Atmosphäre wie die von Menschen gleichmäßig stark angezogen haben. Er wird nicht müde, zu beobachten, wie der arbeitende Mensch sich bei besonderen Verrichtungen hält; wie ein Mann steht, der ein Boot herankommen sieht; wie Damen in irgendeinem Kurort spazieren sitzen; wie ein Mensch sich benimmt, der jemanden stürmisch begrüßt; wie ein Arbeiter sein Mittagbrot einnimmt; wie ein Kind sich beim Zeichnen anstellt oder welche Manöver die Scheveninger Jungen auf ihrem Badestrand und im Wasser ausführen. Man könnte beinahe fragen: Was hat Liebermann noch nicht beobachtet und gezeichnet? Erstaunlich bleibt immer, welche überzeugende Kraft seiner Linie innewohnt, welche starken Illusionen sie vermittelt. Sieht man nicht unter ein paar wilden Strichen ein Feld sich weiten, Wolken ziehen und Bäume im Winde sich neigen? Gibt nicht ein Nichts den sonnigen Strand, lassen nicht einige Linien das unendliche Meer aufleuchten? Und auf wie rätselhafte Weise zaubern wenige durcheinander gewischte Striche die trostlose Einsamkeit der holländischen Dünen mit dem dunstigen Himmel darüber vors Auge!

Zweck und Mittel der Kunst sind in Liebermanns Zeichnungen zu der wunderbarsten Einheit verschmolzen. Ein Wille, ein Geist und Auge und Hand eines Meisters haben sich in ihnen zusammengetan, um etwas Einziges und Eigenes zu schaffen. Und weil das Streben jeder Kunst dahin geht, in der Wirkung die Mittel vergessen zu machen, sich zu entmaterialisieren, wird die Nähe oder Ferne von der Erreichung dieses Ziels immer einen Maßstab für die Bewertung von Kunstwerken bilden. Von hier aus hat man aber unzweifelhaft recht, den Zeichnungen Liebermanns nachzusagen, daß sie zu den vorzüglichsten Kunstwerken gehören, welche die Gegenwart hervorgebracht.

Das Problem der Ehe. Von Ernst Schur.

I.

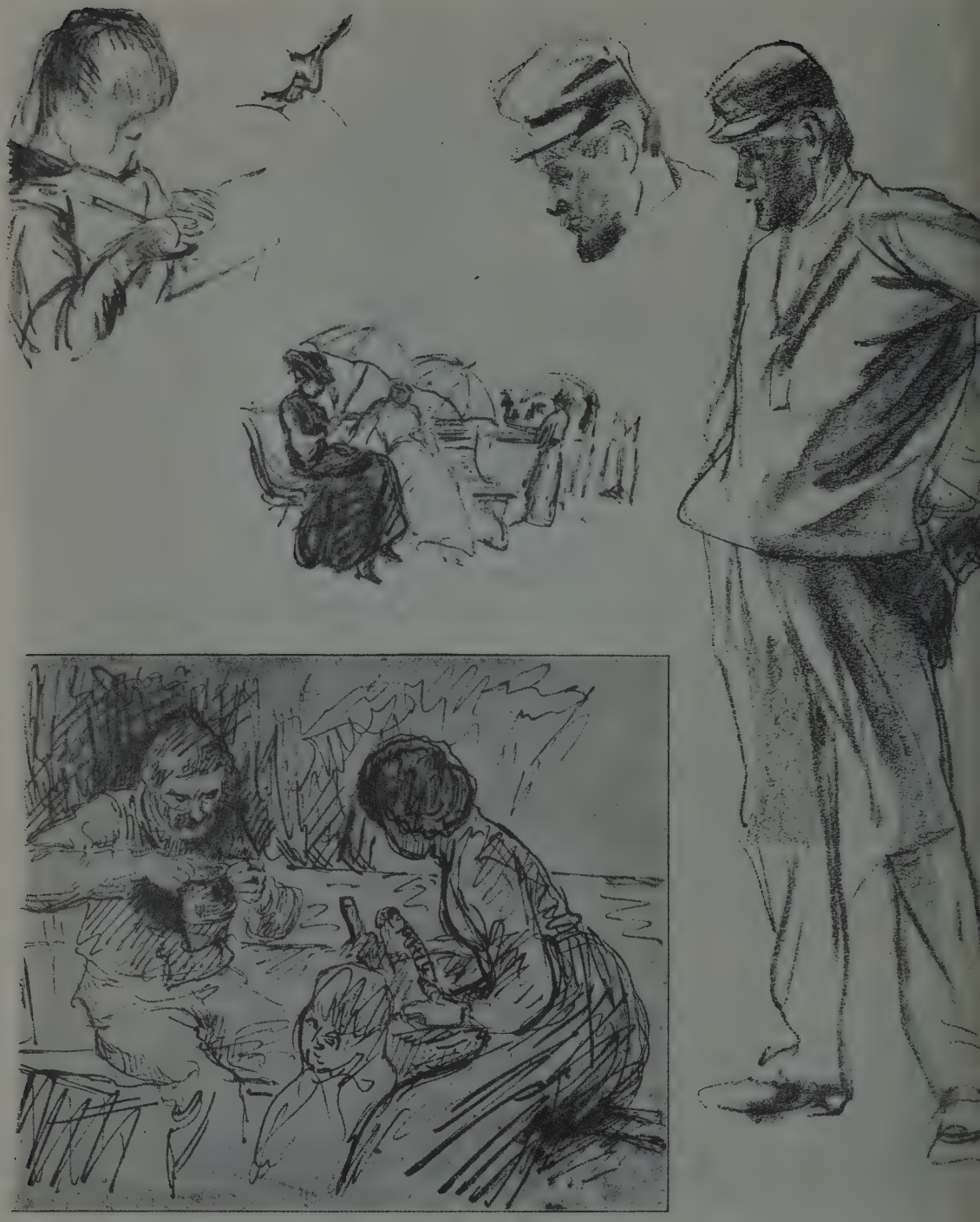
Es wird neuerdings versucht (endlich!), die Frau von ihrer geschlechtlichen Abhängigkeit zu befreien.

Es sollen ihr die Folgen, die sie allein zu tragen hat, und die sie in die Stellung hinabdrücken, für die sie nicht allein verantwortlich ist, abgenommen, erleichtert werden, damit sie ihre Persönlichkeit entwickeln kann.

Vielfach behauptet man, daß eben in dieser Funktion das weibliche Geschlecht seine Bedeutung besitzt und daß es umgekehrt, wie dadurch seine Abhängigkeit bedingt sei, auch mit dem Gleichen herrsche. Die erotische Frau, die herrscht, wird durch ihre Mutterschaft, falls diese überhaupt hier in Frage kommen kann, nicht in Verlegenheit geraten. Die Rechnung bezahlen immer die, die nicht, wie es so schön heißt, herrschen: der ganze, große Teil der feineren Naturen des weiblichen Geschlechts.

AUS DER SKIZZENMAPPE VON
MAX LIEBERMANN

KUNSTBEILAGE DES
MORGEN
WEIHNACHTEN
MDCCCCVII



Aber dies soll gerade hintenangehalten werden, die Einschätzung der Frau ausschließlich als Geschlechtswesen. Wenn wir auf diesem Standpunkt verharren, könnten wir überhaupt die primitive Kultur der Naturvölker einnehmen. Alle Gegenbeweise, daß frühere Kulturen den gleichen Standpunkt eingenommen hätten, nutzen hier nichts. Denn es ist gerade uns anheimgegeben, die neue, allseitige Kultur, die auf der Differenzierung, dem Nebeneinander aller Teile beruht, zu begründen; in wahrstem, eigenstem Sinne eine neue, europäische Kultur. Eine Kultur, die nicht auf Unterdrückung einzelner Teile sich gründet, so daß das glanzvolle Bild nur ein Schein ist (von dem nicht einsichtige Beurteiler entnehmen, diese Ungleichheit sei Vorbedingung der Kultur), sondern die in gleichmäßiger Ausstrahlung alle Kräfte sich entfalten läßt nach ihrem Wesen, in dieser Ganzheit kraftvoll und imponierend. Denn so gewiß der Mensch, der aller Dinge Vielheit ruhig trägt, größer und reicher ist als der, der mit Gewalt das andere, das Du unterdrückend sich Haltung verschafft, so gewiß ist die Kultur, die alle nach ihrer Bedeutung sich auswirken läßt, größer, reicher, umfassender als die Kultur, die auf der Unterdrückung beruht. Es ist dies nicht Ausfluß moralischer, sondern eher ästhetischer Bedenken. Die freie, schöne Natur in der Mannigfaltigkeit ihrer Beziehungen ist herrlicher als der abgezirkelte Garten. Und so müssen wir unsere Kultur gestalten, als ein reiches, kompliziertes Kunstwerk, in dem alles sich auswirkt und in dem also auch Kampf und Not als Folge des Spiels der Kräfte vorhanden sein müssen; wir müssen einen so hohen Standpunkt einnehmen, daß auch dies sich ausgleicht.

Doch muß man dies richtig verstehen. Kampf und Not muß sein; aber nicht in dem Sinne, wie es oberflächliche Beurteiler meinen, die eine unterdrückte Klasse ruhig in diesem Zustand lassen wollen, „weil es so durch die Natur bedingt sei, Kampf und Not müssen sein". Vielmehr ist die Folge, die daß diese Klasse sich immer energischer freimachen muß, damit sie mit gleichen Waffen kämpfen könne. Der auf diese Weise erfolgende Kampf ist erst ästhetisch schön, groß, notwendig. Kampf muß sein. Aber mit gleichen Waffen.

Mit den Bestrebungen, die auf die Befreiung der Frau ausgehen, kommen wir über die Trivialität der bisherigen Anschauungen hinweg und wir lernen, uns daran zu gewöhnen, daß die Frau an sich eine arbeitende und ringende Persönlichkeit sein kann. Auch der Kampf des Arbeiters empfängt hier seine Bedeutung. Es streben die beiden Klassen, sich zu entwickeln, die bisher vernachlässigt wurden. Das Schöne ist, daß sie das ohne Bevormundung tun, im Vertrauen auf eigene Kraft. Das ist gerade das Neue und das gewährleistet späterhin eine neue Kultur. Während alle anderen Kulturen, die wir erstreben könnten, Nachahmungen sind, und, da wir nie mehr die Einheit früherer Zeiten in der gleichen Weise durchführen können, eine schwächliche Nachahmung. Was in früherer Zeit durch konzentrierte Anstrengung und Macht des Einzelnen erreicht wurde, das erreichen wir durch Summierung der Einzelkräfte, und die überragende Größe einer alten Kulturkonzentration ersetzen wir durch den Reichtum der Erscheinungen und die Einseitigkeit durch Fülle.

Die Entwicklung der Gesellschaft vollzieht sich in Vorstoß und Rückschlag, in Erweiterung und Verengerung. Gegenüber den primitiven Zuständen bedeutet unsere jetzt vulgäre Eheauffassung mit ihrer Regelmäßigkeit, ihrer Durchsichtigkeit, ihrer Verknöcherung einen Fortschritt. Gegenüber dieser Ehe bedeutete die Emanzipation des gesellschaftlichen Lebens, die wieder die Macht freier Erotik betont, eine Höherentwicklung. Und indem dieser gegenüber wieder ein geistigeres Problem aufgezeigt wird, müssen wir auch hier einen Fortschritt erkennen.

Gewiß sind also die genannten Bestrebungen von großer Bedeutung. Aber sie stehen nicht so ausschließlich in Frage.

Die Mutterschutzfrage und alle mit ihr zusammenhängenden Bestrebungen sind gewiß als reale Versuche mit Ernst zu behandeln; sie tragen zur Reorganisierung der Beziehung der Geschlechter in äußerlicher Hinsicht bei. (Daneben aber gibt es etwas Geistiges, etwas Metaphysisches.)

ZWEI UNVERÖFFENTLICHTE HANDZEICHNUNGEN VON AUGUSTE RODIN IN PARIS (s. S. 953)

Sie sind als tätige Arbeit an den Problemen der Gegenwart, als kräftiges Bollwerk gegenüber den langatmigen, theoretischen Auseinandersetzungen (die nur Behauptungen und zwar unbewiesene sind) gewisser Kritiker zu betrachten, die immer wieder sich Mühe geben, zu beweisen, daß die Frau keine Persönlichkeit sein kann, also nie in irgend einem Sinn schöpferische Arbeit leisten könne. Kurzsichtig vergessen sie das Zukünftige über dem Gegenwärtigen und verwischen das Notwendig-Praktische mit dem Geistigen und vergessen vor allem, daß es sich nicht um die künstliche Schaffung weiblicher Genies handeln kann, sondern um die ehrliche Beantwortung drängender, wirtschaftlicher Fragen, um die Frage vor allem, wie die Frau ihre Kraft gewinnbringend verwerten kann. Gegen diese tatsächlich sich immer mehr durchsetzende, wirtschaftliche Entwicklung angehen wollen, dazu gehört geistige Blindheit oder böser Wille.

Mit diesen Fragen die Frage, ob die Frau schöpferisch tätig sein könne, verquicken wollen, zeugt von Unklarheit im Durchdenken von Problemen. Wie können wir jetzt schon darüber richten? Das sind letzte Dinge, über die uns noch kein Urteil zusteht. Alles, was ist, kann wirken.

Soll der Mann — kann man dagegen halten — vielleicht deshalb aus dem Wirtschaftsleben gestrichen werden, weil aus der unzähligen Masse nur selten Genies aufragen?

Diese ganze Verquickung wirtschaftlicher und künstlerischer Fragen zeugt nur von der mangelhaften Differenzierung im Denken, von der Begrenzung im sozialen Empfinden, von der Enge der Weltanschauung, die im Fachlichen beharren bleibt. Es ist dieselbe verknöcherte Auffassung, die die Arbeiterbewegung wegdekretieren möchte, weil sie sich über Menschen ärgert, die über ihren Horizont, wie es heißt, hinausstreben, und die darum zu beweisen bemüht ist, daß die Primitivität hier jede Geistigkeit ersticke. Das Reale aber ist Vorbote des Geistigen. Und auch hier ist das Reale das Machtvolle, gegen das nicht anzugehen ist. Und es ist Vorbote des Geistigen. Das Volk ist die Grundlage. Aus diesem Boden wachsen die genialen Begabungen, und das Werden entzieht sich der kleinlichen, nachrechnenden Kontrolle. Und je höher die allgemeine Entwicklung steigt, um so imponierender kann das Genie und muß es sich entwickeln. In unserer Zeit allerdings ist der notwendige Abstand schwieriger und größer. Früher war es leichter, sich auffällig abzusondern, sich strahlend abzusondern von dem dunklen Hintergrund der allgemeinen Unwissenheit einer dumpfen Masse.

Das ganze Problem der Frauenbewegung läßt sich dahin zusammenfassen: Hier sind Kräfte, die wirksam werden wollen. Wie sie wirksam werden, wohin sie treiben und drängen, welches Ziel sie finden — die Zukunft wird es erweisen.

Doch dies sollte nur nebenbei bemerkt werden. Die praktischen Probleme, die sich in den Bestrebungen des Mutterschutzes und in all den Versuchen, der Tätigkeit der Frau die Wege zu ebnen, ihr Gebiete zu erobern, berühren, so wertvoll sie sind, sie sind noch nicht das eigentliche Problem, das menschliche Problem, das Problem der Ehe. Es sind Vorstufen.

II.

Was aber hier in Frage steht, das ist die Ehe.

Die Ehe in diesem Sinne ist eine innerlich-persönliche Angelegenheit. Eine Angelegenheit zwischen zwei reifen Menschen; für die das Kind höchstens ein äußerlicher Ausdruck eines schon und sowieso bestehenden Innerlichen ist. Die Ehe ist in dieser Auffassung Sinnbild einer Weltbeziehung; der Beziehung zu einem Teil des Seienden, das ganz anders ist wie ich, an dem ich wachse, leide, mich bereichere, das ich vielleicht verlasse, um es leuchtender wiederzufinden.

Diese Beziehungen sind das Wertvolle. Das ist die Ehe. Wenn diese Auffassung besteht — die nicht bewußt zu werden braucht —, kann man von Ehe reden. Ob ein Kind vorhanden ist oder nicht, ist nicht von Belang. Es kann freie und große Menschen sogar stören; man soll nicht so schematisch urteilen. Das Jahrhundert des Kindes wird dann zur Kinderei des Jahrhunderts.

Die Fortpflanzung ist das Natürliche, eine physische Angelegenheit; sie kann da sein ohne

eheliche Beziehung, d. h. ohne daß die beiden Menschen (mögen sie verheiratet sein oder nicht) das kennen, was ich „Ehe“ nenne, den Komplex der innerlich-seelischen Beziehungen. Die Ehe ist etwas Geistiges, eine psychische Angelegenheit; sie kann sogar da sein ohne die physische Beziehung, die allmählich zurücktreten kann, d. h. ohne daß die beiden Menschen (mögen sie verheiratet sein oder nicht) die Fortpflanzung pflegen.

Und wie die Beziehungen des Menschen zum Weltganzen überhaupt geistiger Art sind, sowie er mit Bewußtsein sich diesem gegenüberstellt, so bildet schließlich auch der andere Teil, das ihm fremde Geschlecht nur das Mittel, hinüberzureichen in das Unendliche, das Mittel, an dem, in dem er erlebt, sich bereichert, sich wandelt und immer fester in dem Grund des Seelischen sich verankert. Wir haben uns zu sehr in etwas oberflächlicher Weise daran gewöhnt, einen Zustand „Ehe“ zu nennen, der durch allerlei äußere, nicht geistig-seelische Momente herbeigeführt ist und so nach außen hin einen „Zustand“ aufzeigt. Geld, äußeres Gefallen, Familienrücksichten, Bequemlichkeit, Tradition. Wir müßten unsere ganze, sonstige Höherentwicklung negieren, wollten wir in dieser Anschauung verharren, die vielleicht in primitiven Kulturzuständen richtig, ja notwendig war. Unsere Aufgabe, Kulturaufgabe ist es, dem Alten einen neuen Inhalt zu geben. Die Ehe ist kein Zustand, sondern ein Werden. Ein geistiges Werden.

Sie entwickelt sich neben diesen äußerlichen Faktoren — möglicherweise. Wenn nicht, die Ehe ist davon nicht berührt. Es ist dann gar nicht zur Ehe gekommen.

Wir sinken erst auf das Niveau einer primitiven Kultur herab und schleudern dann unsere Argumente und Anklagen gegen eine Institution, verfolgen sie vielleicht mit Haß als kulturfeindlich, behandeln sie mit Ironie und vergessen ganz, daß wir nur das lächerliche Abbild, die Fratze eines erhabenen Bildes in Händen haben.

Ueberhaupt: die Ehe ist nie. Sie wird immer. In Kampf, Erziehung, Unterliegen und Aufrichtung, in immer neuer Problemstellung. Sie ist in diesem Sinne ein Kunstwerk. Ein Kunstwerk des Erlebens, das all die Momente geistigen, seelischen, ästhetischen, sozialen Werdens, die sonst getrennt vorhanden sind, in praxi enthält.

Für viele genügt die tägliche Nahrungsbereitung, um ein Zusammenleben als Ehe bezeichnen zu können.

In höheren Ständen ist die Frage, von wem sich die Frau die teuren Toilettenausgaben bezahlen läßt, meist entscheidend. Ebenso umgekehrt: wer dem Mann durch Einbringen der Mitgift ein gutes Auskommen ermöglicht. Beide Spekulanten sind einander wert. Oder die Frage der Aufziehung der Kinder (ein schwieriges Problem, gelegt in die Hände von Unmündigen) gibt den Ausschlag.

Oder: Ehemann ist der, der am längsten durch sein Geschäft, seinen Beruf von seinem Hause ferngehalten wird. (Hausfreund der, der sich am längsten der Hausfrau widmen kann.)

Doch ist auch hier Vorsicht geboten. Man darf nicht zu schematisch urteilen. Diese Momente können nämlich andererseits bestehen: und es kann doch eine Ehe vorhanden sein. Man sieht, wie sehr sich die Ehe von all diesen äußerlichen Faktoren trennt. Sie hält sich abseits von der alltäglichen Straße. Ein Zeichen, daß eben neben diesem Aeußerlichen immer noch ein anderes da ist, das entscheidet. Während das erste — Arrangement ist.

(Auch darf man Formulierungen nicht zu schematisch auffassen. Uebertreibt man sie, so gilt oft das Gegenteil. Wenn in der Zukunftsehe — die vielleicht in seltenen Exemplaren schon besteht, denn von einem Nichtseienden zu reden, ist schwer — die Frau außer ihrer Arbeit noch kocht, so werden dazu zwingende, d. h. wirtschaftliche Gründe vorliegen. Man wird es ihr nur hoch anrechnen, wenn sie auch hier noch eingreift, solange keine anderen Möglichkeiten gegeben sind, und es wird dem Manne nicht schaden, wenn er mit Hand anlegt.)

Andererseits ist auch das zu beachten und bei der Mehrzahl der Ehen ist das der Fall. Es heiraten eine große Anzahl Frauen, die nichts anderes bieten können, als ihre Kochkunst (wenn man die übliche, schematische

Nahrungsbereitung noch so bezeichnen kann), und sie tauschen dafür die Existenzmöglichkeit ein; es ist eine wirtschaftliche Abmachung.

Und zuletzt soll man nicht vergessen, daß bis herunter zu einfachen Verhältnissen Abflachungen einer Weltanschauung stattfinden, die die große Idee kaum noch erkennen lassen, für die ein anderes Maß gilt. Für viele mag dann die freundliche Nahrungsbereitung das sein, was in der wirklichen Ehe der geistige Austausch, die seelische Entwicklung ist, das natürliche Symbol intimen Zusammenlebens.

Es bleibt die Idee.

Diese Etappe gilt es zu erreichen.

Alle die sonstigen Reformbestrebungen geben nur den Grund. Sie bilden den Anfang. Sie zeigen den Weg zu dem Ziel. Sie sind gegenüber den Forderungen früherer Generationen vorgeschritten, sie bilden die Weiterentwicklung. Sie sind Ausdruck von Differenzierungen. Sie wühlen den Boden auf.

Aber es mag an der Zeit sein, darauf hinzuweisen, daß es noch andere Ziele gibt, daß dies nur Aeußerlichkeiten, wenn auch unentbehrliche sind.

Diese Bestrebungen sollen bleiben und sie sollen sich ganz festsetzen in dem sozialen Leben des Volkes.

Aber es ist ein Zeichen einer möglichen Höherentwicklung — und dieses Weitergehen und Erarbeiten nennen wir doch erst Kultur —, wenn darauf hingedeutet werden kann, daß diesem Natürlich-Sozialen ein Geistiges entspricht, das ebenso gepflegt, vertieft und bereichert werden muß.

Der Beruf der Frau sei nur ein Mittel; und dieses Berufsleben gebe ihr nur die Möglichkeiten, selbständig denken, urteilen und fühlen zu lernen. Aber im letzten Grunde ist auch das nur äußerlich. Gibt der Beruf den Männern ein reicheres Innenleben? Er gibt nur die Möglichkeit. Und so bilde er für die Frau auch nur die Möglichkeit, ein reicheres Innenleben zu entwickeln. Wer einen Platz selbständig erobert und behauptet, wer arbeitet, der hat ein anderes Gesichtsfeld als die Puppe. Wer im Leben steht, lernt, vor Konsequenzen nicht zurückscheuen. So daß wir statt des ewigen, erotischen Geleiers weibliche Charaktere kennen lernen, die wissen, daß auch ihr Beruf nur ein Mittel ist, das auf etwas Anderes, Höheres hinweist, wodurch wiederum das Erleben des Mannes bereichert wird.

Wer in dieser eigentlich selbstverständlichen Gleichberechtigung eine Einbuße erblickt, der weiß nicht, daß jede Bereicherung des einen Teils dem andern zugute kommt. Und wer befürchtet, daß der Hochmut der Frau wachsen werde, der vergißt, daß gerade die feinentwickelte, bewußte Frau ihre Stellung zum Manne instinktiv sicher erfühlt. Sie kann sich nichts anmaßen, da sie etwas ist. Alles andere sind Durchgangsstadien, Uebergänge.

In diesem Sinne ist die Ehe ein Problem. Man kann darum herumgehen. Man kann sich darüber hinaus entwickeln.

Jedenfalls ist die Ehe kein juristisches Arrangement, wie es das soziale Leben will, keine moralische Frage, wie es die Sitte will, keine Fortpflanzungsanstalt, wie es der Staat will.

Sie ist überhaupt — das ist das Wesentliche — kein Zustand, der, einmal fixiert, bestehen bleibt und als gegeben genommen wird. Sie ist — ein Problem; das jedem ein anderes Gesicht zeigen kann, das immer verschieden beantwortet werden kann, an dem der einzelne sich entwickelt. Es ist darum so wechselnd, weil es eine innerliche Angelegenheit ist.

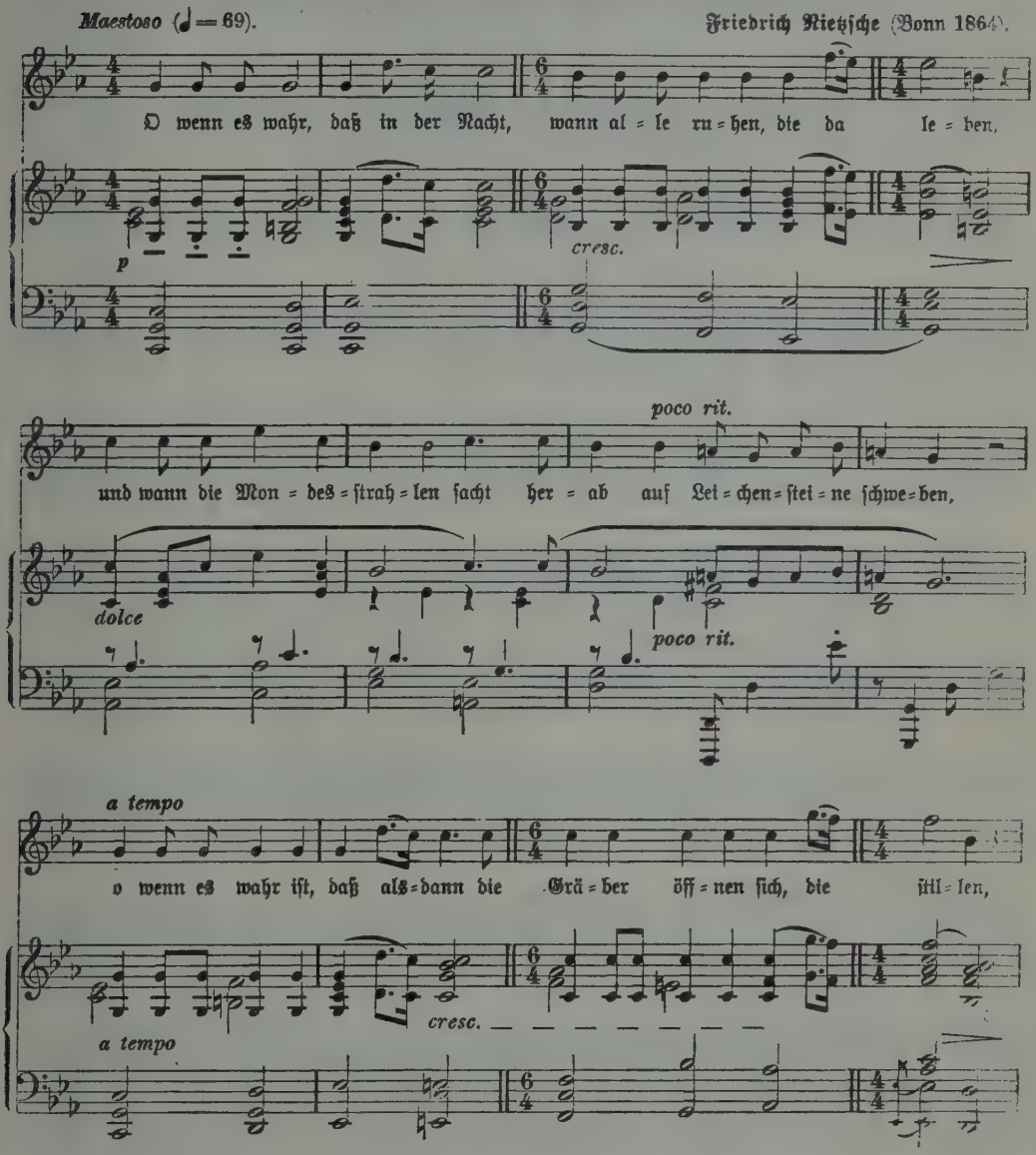
Ueber der wirtschaftlichen, der juristischen, der moralischen, der physischen Frage steht das Geistige, in dem sich erst der eigene Gehalt des Problems enthüllt. Wenn man paradox sein will, kann man sagen: die Ehe ist eine Angelegenheit des einzelnen. Denn das Zusammenleben gibt nur die Mittel her, den einzelnen zu bereichern, erleben zu lassen, zu verarmen, sich zu wandeln.

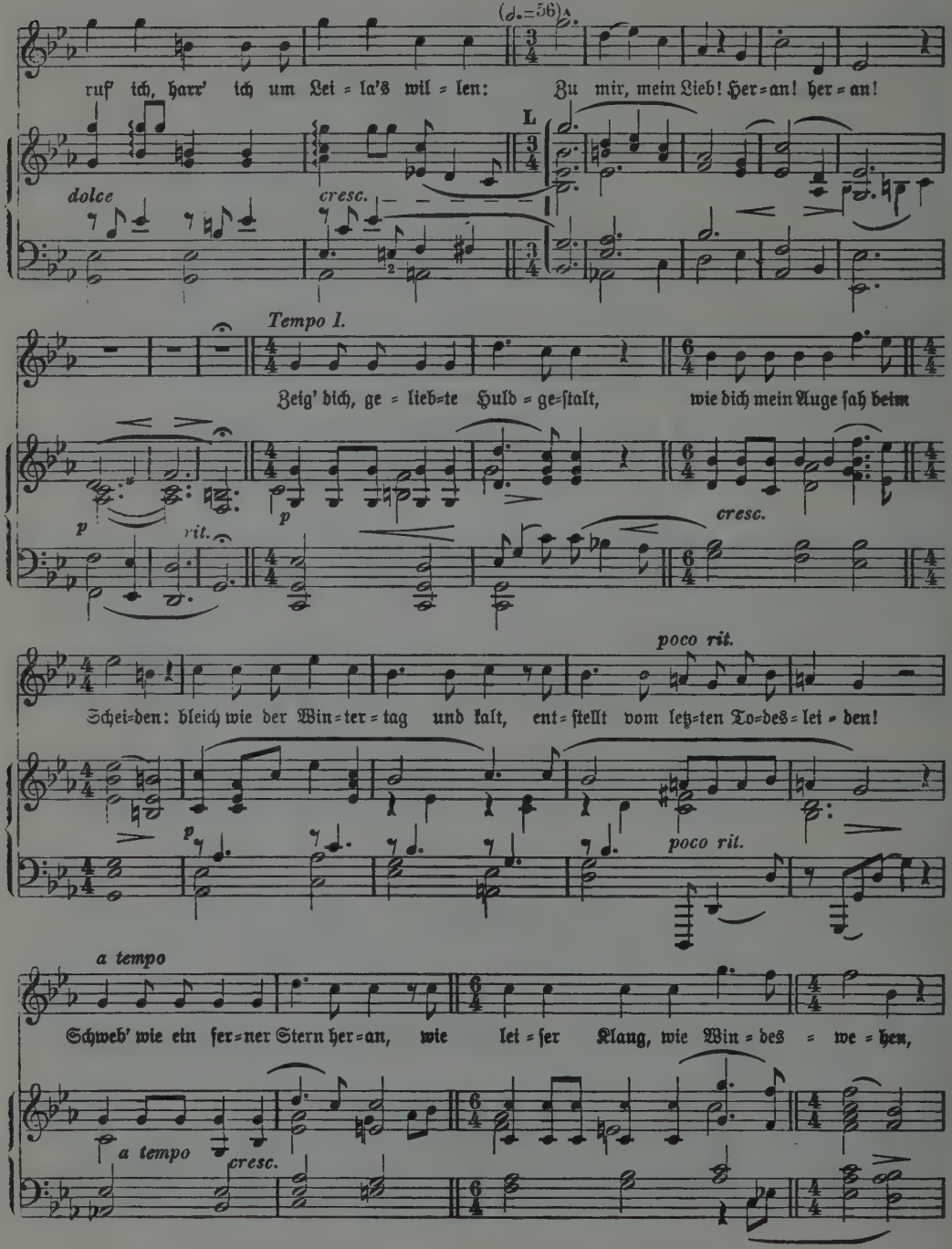
Und wenn wir dies alles ganz durchdenken, werden wir einsehen, was wir in uns selbst verloren haben. Es handelt sich hier nicht mehr um Rechte, die eine einzelne Gattung fordert, sondern um Verarmung im Erleben. Und unsere Kultur wäre eine andere, würden wir auch hier in jeder Beziehung unsere ganze Persönlichkeit einsetzen. Die Entwicklung der Frau wird dazu mithelfen.

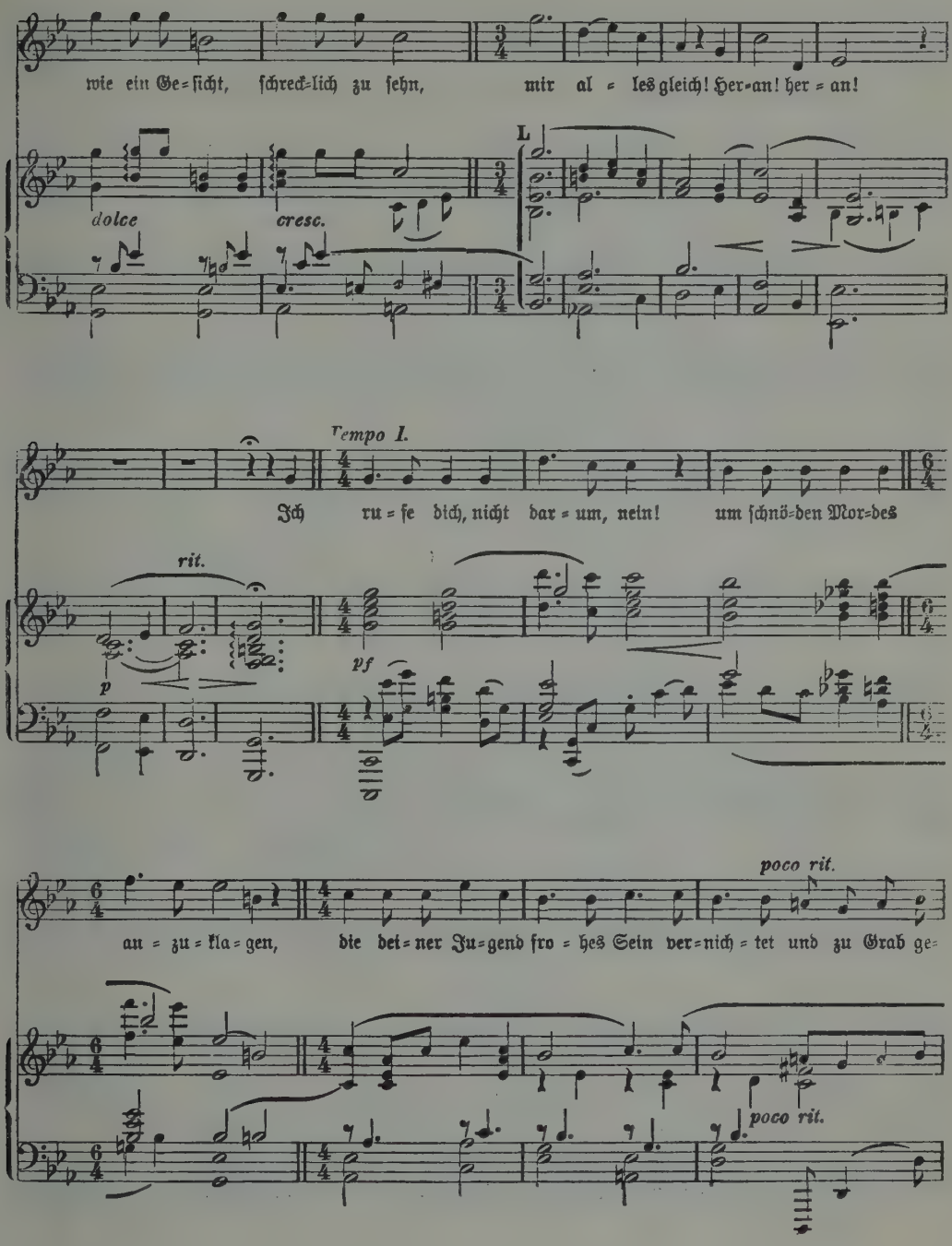
Beschwörung.

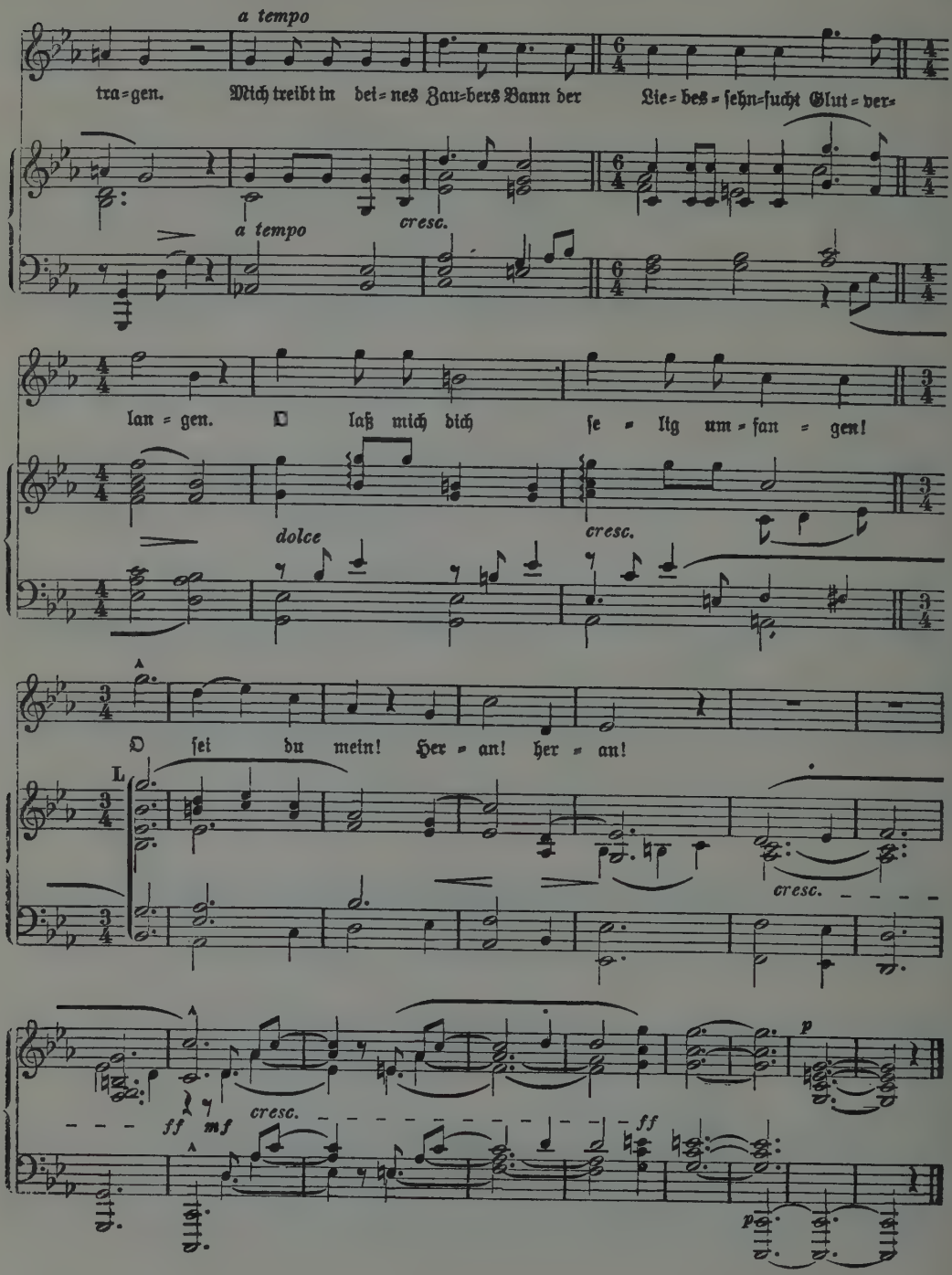
(Alexander Puschkin.)

Für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung komponiert von




(𝅗𝅥.=56)
ruf' ich, harr' ich um Lei = la's wil = len:
Zu mir, mein Lieb! Her = an! her = an!
L
dolce
cresc.
Tempo I.
Zeig' dich, ge = lieb = te Huld = ge = ſtalt,
wie dich mein Auge ſah beim
p
rit.
cresc.
poco rit.
Schei = den: bleich wie der Win = ter = tag und kalt, ent = ſtellt vom letz = ten To = des = lei = den!
poco rit.
a tempo
Schweb' wie ein fer = ner Stern her = an, wie lei = ſer Klang, wie Win = des = we = hen,
a tempo
cresc.


wie ein Ge=sicht, schreck=lich zu sehn, mir al = les gleich! Her=an! her = an!
dolce
cresc.
L
Tempo I.
Ich ru = fe dich, nicht dar = um, nein! um schnö=den Mor=des
rit.
p
pf
poco rit.
an = zu = kla = gen, die bei=ner Ju=gend fro = hes Sein ver=nich = tet und zu Grab ge=
poco rit.


a tempo
tra=gen. Mich treibt in bei=nes Zau=bers Bann der Lie=bes=sehn=sucht Glut=ver=
a tempo
cresc.
lan=gen. O laß mich dich se=lig um=fan=gen!
dolce
cresc.
O sei du mein! Her=an! her=an!
cresc.
ff mf
cresc.
ff
p
p

Richard und Minna Wagner an Theodor Apel in Leipzig.

Mein Theodor, Paris, den 20. Sept. 1840.

in einer Lage, von der Dir selbst vielleicht der Begriff fehlt, — und in der ich mich gleichsam als am äußersten Ende der unglücklichsten Möglichkeiten angelangt betrachte, ist es der Freund meiner — leider hingeschwundenen Jugend, an den ich mich wieder wende, an ihn, der selbst durch die härtesten Schickungen geprüft wurde. Um allen Schein von Heuchelei zu vermeiden, schicke ich, was als der egoistischste Teil füglich zuletzt erwähnt werden sollte, sogleich an die Spitze dieses meines Briefes, nach Jahren wieder des ersten, das ist: ich bin im äußersten Unglück, und Du sollst mir helfen! — Dich wird eine trübe Bitterkeit anwandeln. Warum aber, oh mein Gott, — geht es mir so, daß ich selbst dieser Bitterkeit zu trotzen im Stande bin? — Was sollte ich nicht, wenn ich sagen muß: — seit einem Jahre lebe ich mit meiner Frau ohne einen Groschen verdienen zu können ohne einen Pfennig mein nennen zu dürfen? Ueberdenke, was in diesem Bekenntnisse liegt, und Du wirst begreifen, was mich vermag, den ersten Brief seit Jahren an Dich so zu eröffnen, wie es hier geschieht. —

Es ist über 4 Jahre, daß wir uns nicht sahen, — Du bist während dem blind geworden, und ich muß meinen ersten Brief an Dich so beginnen; — da hast Du ein Stück Schicksal, genug für uns Beide! —

Kaum hatten wir begonnen zu fühlen, daß wir in der Jugend unsres Lebens lebten, so sollten wir auch schon erfahren, daß sie zertreten werden könne; Dein Aufschwung sollte mit Blindheit, der meinige durch ewigen Mangel gelähmt werden. Als wir uns damals trennten, und ich dem Norden zuwanderte, — weißt Du, was mich damals für eine trübe Ahnung durchzuckte? — Es war die Ahnung, daß sich zweie die Hände drückten, die sich so nie wieder sehen sollten. Mein leichtsinniger Muth war längst angefressen durch das Misere, das sich meiner natürlichen, sanguinischen Schwungkraft anhängte. Mein Kampf war schwer und bitterer Folgen voll, denn ich sollte entsagen lernen, ich sollte meine ganze Natur bekämpfen. In keiner meiner Unternehmungen, mein höheres Künstler-Ziel zu erreichen, war ich glücklich; ich war so weit, daß man meine Oper in Berlin angenommen hatte; es bedurfte weiter nichts, als daß ich ein halbes Jahr dort mich aufhalten konnte, um den schwachen und wankelmüthigen Direktor, auf den ich jedoch persönlichen Einfluß hatte, immer unter Augen und Händen zu haben; — doch war ich arm, keiner wollte mich unterstützen. Ich gab es auf, wie ich seitdem so vieles aufgegeben habe, und ging nach Königsberg, wo mir eine Stelle zugesichert war. Dort heirathete ich; aber Mangel und Noth verfolgte mich. Zu der mir versprochenen Stelle konnte ich nicht gelangen, ich mußte mich so durchhelfen. — Damals erhielt ich endlich die erste Nachricht über Dich von Jemand, der Dich eben in Leipzig gesehen hatte. Von der Stunde an wußte ich, was meine Ahnung zu bedeuten gehabt hatte, aber nimmer hatte ich geglaubt, daß sie eine so grausame Erfüllung erhalten solle. — Wenn wir uns einmal wiedersehen, so frage mein Weib, wer ich von dieser Stunde an wurde! Die Aermste hat sehr darunter gelitten! Aller Frohsinn, alle[r] Freiheit, alle Offenheit wich von mir; ich kann Dir meinen Zustand nicht besser schil-

dern, als wenn ich Dir sage, daß dieses das Jahr meines Lebens war, in dem ich fast keine Note komponirt habe, nichts entworfen, nichts erfaßt. Ich war sehr unglücklich! — Nach diesem Leidensjahr verbesserte sich meine Lage wenigstens im Aeußeren; ich erhielt eine gute und ehrenvolle Musikdirektorstelle in Riga. Dort habe ich zwei ziemlich ruhige Jahre verlebt; ich würde sagen können, daß ich dort anfing, mich wieder zu erholen, wenn ich nicht immer mehr hätte einsehen müssen, daß ich zu dieser Art, mein Brot zu verdienen nicht gemacht bin. In der fast leidenschaftlichsten Tätigkeit suchte ich Betäubung; mein Körper war aber nicht dazu gemacht, dem das nördliche Klima überhaupt ungünstig war. Ich verfiel in eine schwere Krankheit, ein Nervenfieber drohete mich für immer darnieder zu werfen. Kaum hatte ich mich ein wenig erholt, so traf mich die Nachricht, daß mich während meiner Krankheit mein scheinbarer Freund Dorn auf die perfideste Weise um meine Stelle gebracht hatte! — Es war fürchterlich; in meiner Exaltation suchte ich mir aber Gottes Willen so zu deuten, als ob dieß Ereignis mir ein Wink sein sollte, noch nicht still zu stehen, und meinem höheren Lebensziel wieder nach zu streben. Ich raffte ein paar hundert Rubel zusammen, und erklärte meiner Frau, daß es nach Paris gehen sollte. Sie, die niemals leidenschaftliche Hoffnungen hegt, und voraussah, welchem Jammer wir entgegengingen, stimmte aus Liebe zu mir ein. Wir bestiegen ein Segelschiff und langten nach einer furchtbaren Seereise von 4 Wochen, nachdem wir dreimal durch Sturm an den Rand des Todes gebracht worden waren, in London an, von wo wir zunächst nach Boulogne-sur-Mer gingen. Schon war unsre Baarschaft so geschmolzen, daß ich fast für unmöglich hielt, uns nur ein paar Wochen in Paris halten zu können. Da führt mir mein wunderliches Schicksal in Boulogne Meyerbeer entgegen; ich mache ihn mit mir und meinen Compositionen bekannt, er wird mein Freund und Protector. Nun wußte ich, daß nur durch eine Protektion, wie die Meyerbeers, meine Angelegenheiten in Paris beschleunigt werden könnten; ich faßte Muth und beschloß es zu wagen. Was mir nun hier in Paris begegnet ist, oh, welch ein Gemisch von Hoffnungen und Niederschlagungen ist dieß! Meyerbeer ist unermüdlich meinem Interesse treu geblieben, — leider aber haben ihn Familien-Verhältnisse gezwungen, die meiste Zeit im Auslande zuzubringen; und da hier nur persönlicher Einfluß nützen kann, so konnte dieser Umstand nicht verfehlen, den lähmendsten Einfluß auf meine Angelegenheiten hervorzubringen. — Was mich aufrecht erhält, sind immer nur neue Hoffnungen, im übrigen kann sich jeder wohl leicht denken, daß meine Lage mit einer Frau und ohne einen Heller Verdienst — die fürchterlichste von der Welt sein muß. Mehr als einmal habe ich mir den Tod gewünscht; wenigstens bin ich gänzlich gleichgültig gegen ihn geworden. —

Mein Gedanke an Dich, mein Theodor, war stets nur dumpfe Wehmuth. Ausführliche Nachrichten über Dich erhielt ich nie, und was mir gemeldet worden war, — war entsetzlich! — Ist es wahr, daß Du Deine Freunde nicht mehr erkanntest?! — Mir war jedes Mittel benommen, Dich selbst nur zu trösten; und was konnte ich, ich Aermster! Du warst mir ein Freund, den ich betrauerte, der mir aber nicht mehr gehörte! — — Da, ganz vor Kurzem, erhalte ich umständliche Nachrichten über Dich durch eine Dame aus Leipzig, die Paris besuchte. Was ich da hörte, wie hat es mich

tief erschüttert und gerührt, aber wie hat es mich auch erquickt und mit Hoffnung erfüllt! Ich erfuhr, daß Dein Uebel nur noch körperlich sei, und daß man selbst die gegründetste Hoffnung hege, auch davon Dich genesen zu sehen. Oh, wisse, daß dieß die einzige Nachricht war, die mich mit einem Ruck aus dem Abgrunde meiner Lage zu reißen im Stande war! Zur Bestätigung aller Aussagen, fügte man mir sogar hinzu, daß Du einen Band Gedichte herausgegeben habest. Du bist noch Dichter! Armer, armer Freund, — jetzt kannst Du singen, — sieh, Du hast das tiefste Leiden gelitten! Laß mich auf einen Augenblick mich aus meinem Pfuhl herausreißen, und Dir erklären: daß ich auch noch Dichter bin, oder vielleicht sind wir Beide jetzt erst es geworden. — Gott wird mir doch in diesem Augenblicke, als ob wir eben wieder vor einer schönen Aussicht zusammen dasäßen, und Du könntest sie wieder sehen! — Hoffnung, Hoffnung, mein Theodor, wir werden wieder sehen! — — Und siehst Du, wie ich in Dir, ganz Eins mit Dir gelebt habe; — mein eben fertig gewordenes Werk heißt: Rienzi, der letzte der Tribunen! Wer hatte die erste Idee davon? — Ich glaube auch, wir haben die Arbeit zusammengemacht! Wenigstens ist sie meine beste. — Laß Dir sagen, (— Sieh, ich fange schon an zu plaudern, als ob eben gar nichts vorgefallen sei! —) — unser Rienzi ist eine Oper in fünf Akten geworden. Ich hatte sie zur Hälfte fertig mit nach Paris gebracht; in der Anlage bestimmte ich sie wohl für hier. Bald aber lernte ich einsehen, daß ich wohl 2 bis 3 Jahre noch warten könne, ehe ich hier ein so großes Werk zur Aufführung bekäme, denn dazu muß ich mir hier erst durch kleinere Opern Ruf gemacht haben; ich entschloß mich also, um meine liebste Arbeit nicht umkommen zu lassen, die Oper im Deutschen fertig zu machen, und sie für ein deutsches Theater zu bestimmen. Ich habe Dresden gewählt; es ist gewissermaßen meine Vaterstadt und ich habe bereits allerhand vorbereitet, um zumal mit Meyerbeers Hülfe, die Oper dort zur sicheren Annahme zu bringen. Dazu erhält Dresden jetzt ein großes, würdiges Theaterhaus, — Tichatschek, und die Devrient sind geeignet für unsere Parthien; somit will ich hoffen, dort zu reüssieren. In einem Monat schicke ich meine Partitur ab; Anfang künftigen Jahres kann sie vielleicht schon ausgeführt werden, und ich würde dazu selbst hinreisen. — — Sieh, da sind wir wieder die Alten; Du hättest das Alles nicht gehört, wenn Du nicht einen Band Gedichte herausgegeben hättest! —

Sieh, mein Theodor, das sind so Blitze, wie sie manchmal aus meiner Nacht aufsteigen; sie erhellen mir aber dieses Düster noch nicht, denn, oh mein Gott — welche Hoffnungen sind mir nicht all schon zu Grunde gegangen! Fast würde ich einen gewissen Tod vorziehen; aber hier scheint man nicht so bald sterben zu können. Paris ist zu reich, zu reich an Aussichten und zu verschiedenartig, als daß es nicht immer wieder Hoffnungen darbieten sollte. So stehe ich gegenwärtig wieder in ziemlich günstigen Relationen mit der großen Oper wegen einer 2 oder 3actigen Oper, — „Der fliegende Holländer“ — von welcher mein eingereichter Entwurf des Sujets den größten Beifall erhalten hat. — Was ist da nicht wieder alles zu hoffen? —

Für jetzt hätte ich aber gern meinem armen Weibe Medicin gekauft! Wird sie diesen Jammer überleben, und werde ich den ihrigen ertragen? — Herr Gott, stehe mir bei! Ich weiß mir nicht mehr zu helfen! — Alles, Alles, — alle letzten Quellen

eines Hungernden habe ich erschöpft; ich Unglücklicher hatte bis jetzt die Menschen leider noch nicht gekannt. Geld — ist das Fluchwort, was alles Edle vernichtet; mancher dienstwillige Freund erkaltet bei diesem Worte; Verwandte sind schon starr, ehe man es ausspricht; — und doch, mein Himmel, was ist oft alle Hülfe, ohne dieser wirklichsten vor Allen. Wer wahre Noth kennt, fühlt, daß sie nur damit gelöst werden kann. Damals, als Du mir ein Opfer nach dem andern brachtest, glaubte ich wirklich schon Noth zu empfinden. Oh, ich Blödsinniger, der ich Verlegenheiten für Noth hielt, jetzt habe ich sie kennen lernen. Den letzten kleinen Schmuck, das letzte nothwendige Geräth seiner Frau zu Brod gemacht haben zu müssen, und sie dann krank, leidend ohne Hülfe lassen zu müssen, weil der Erlöß der Trauringe nicht zureichte Brod und Arznei anzuschaffen, — wie soll ich dieß nennen, wenn ich früher schon von Noth sprach! — Mit einem Wort — Gott verzeihe mir's — ich habe dem Leben geflucht; — was kann ich Aergeres thun! Mein erstes Wort an den kaum wiedergefundenen Freund ist: — sende mir schleunige Hülfe; mein Leben ist verpfändet, löse es ein! Somit: — ich gehe Dich um dreihundert Thaler an, und sei versichert, daß wenn Du sie mir schickest, ich bereits über 8 Monate davon gelebt habe, denn seit dieser Zeit habe ich außer Brod nichts mehr bezahlen können. Drehe auch Du mir den Rücken, — dann kenne ich mein Schicksal!

Sieh, das ist mein Ruf aus dem Elend! — Wird es weichen? Soll ich noch das Glück sehen? — Ich habe für diese Fragen nichts als einen bittren Seufzer! — Und doch giebt es Stunden, in denen ich mit einem Blick auf die Erbärmlichkeit so Vieler, die mir jetzt begegneten, stolz auf meine Lage sein könnte, wenn ich nicht mein gutes, armes Weib sehen müßte; — sie hat mir ihre Jugend geopfert, und ich kann nichts für sie thun, als — Dir diesen Brief schreiben. Ich thue dieß hinter ihrem Rücken, denn ich weiß, sie würde mir abrathen, weil sie keine Hoffnung mehr kennt. Ich thue es dennoch, schreiben mußte ich Dir jetzt, — mein Herz war zu voll, Dir dem Genesenden — nach 4 Jahren voll Unheil — Glück zu wünschen; — und konnte ich Dir schreiben, ohne so zu schreiben, wie es eben geschieht? Nein, — dann hätte ich Dir nicht als Freund geschrieben, — dann wäre mein Brief eine Visitenkarte geworden. Die wirst Du schon genug erhalten haben; — nimm dafür hier ein altes Theil Deiner selbst hin; ein neuaufgefundenes Stück mit dem alten Inhalt.

Willst Du mir wieder einmal einen glücklichen Tag machen, schreibe mir umgehend; bis dahin will ich mich freuen und hoffen, daß wir wiedersehen mögen! Ach! Wiedersehen! Wiedersehen! Im Glücke? — Mein Theodor, hoffen wir! Jedenfalls werden wir dann unendlich mehr werth sein? Mögen wir es auch uns sein!

Gott befohlen, mein Freund!

Paris; 25 rue du Helder. Dein

Richard Wagner.

Sehr geehrter Herr Apel,

Möge es Sie nicht verwundern, wenn Sie von mir einen Brief erhalten, und zwar einen Brief dieses Inhaltes. Gott sei mein Zeuge, daß ich lieber gewünscht hätte, Ihnen in Ihrem Unglücke einmal tröstend nahen zu können, als so durch eine Bitte um Theilnahme Sie beunruhigen zu müssen. Leider aber kann ich nicht Herrin

meines Schicksals werden, und muß mich jetzt an Sie wenden, um mich vor Verzweiflung zu schützen. — Wenige Worte werden hinreichen, Sie über den Anlaß meines Briefes aufzuklären; — heute früh hat mich Richard verlassen müssen, um das Schuldgefängniß zu beziehen; noch bin ich fürchterlich aufgeregt, daß mir alles vor den Sinnen schwirrt; das einzige, was mich *eben* wieder in den Stand setzt, meine Gedanken etwas kalter zu sammeln, ist ein Brief des Herrn Laube, der so eben ankommt und den ich in Richards Abwesenheit erbrochen habe. Er nimmt mir auf der einen Seite alle Hoffnungen, unserm Unglück aufgeholfen zu sehen, auf der andern Seite giebt er mir aber den Muth, meinen letzten, — ich gestehe es — einen Verzweiflungsschritt zu wagen. — In diesem Brief schreibt Herr Laube, daß es Ihnen unmöglich sei, die von Richard erbetene Summe von Ihren Einkünften entbehren zu können, zugleich aber erzählt Herr Laube, daß Sie freundlich und theilnehmend sich geäußert hätten; wenn Sie wüßten, werther Herr Apel, wie sehr wir an die Unfreundlichkeit und Theilnahmsloßigkeit derjenigen gewohnt sind, die wir genöthigt waren um Hilfe ansprechen zu müssen, so würden Sie sich erklären können, daß diese Nachricht meine Hoffnung einigermaßen wieder belebte. Was bliebe mir Aermsten auch übrig, wenn ich nicht einmal auf eine geäußerte Theilnahme Hoffnung gründen dürfte. Suchen Sie also vor allen Dingen *darin* was mir den Muth giebt, mich an Sie zu wenden. — Mein armer Mann, der als Fremder nicht einmal die Vortheile genießt, die [in] dergleichen Lagen dem Einheimischen zu gute kommen, ist in den Händen eines hier ansässigen Deutschen, der mit solcher Hartnäckigkeit gegen ihn verfährt, daß ich durch Erweichung hier auf keine Erlösung rechnen kann. Was ich nun anfangen soll, ist mir in diesem [Augenblick] noch ein Chaos; hätte ich selbst die Mittel, mich von Paris zu begeben, so würde ich doch nun und nimmermehr Richard in dieser Lage verlassen, denn ich weiß, er ist nicht durch Leichtsinn in dieselbe gerathen, sondern das edelste und natürlichste Streben eines Künstlers hat ihn so weit gebracht, wie ohne besondere Hülfe leider wohl jeder kommen mußte. Ich hatte nur nach großen Wiederstreben in seinen Plan gewilligt, nach Paris zu gehen; je vertrauter ich jedoch nun mit seinem hiesigen Vorhaben geworden bin, jemehr sehe ich ein, daß es nur an Mangel einer hinreichenden Unterstützung liegen wird, wenn er hier zu Grunde geht, und sein Ziel nicht erreicht, was ihm sonst wohl beschieden sein könnte. Er hat sich jetzt wirklich schon so weit gebracht, daß er bald auf die Früchte seiner Bemühungen Ansprüche machen kann, und es sind nur die Opfer, die es bis hieher gekostet hat, die sich ihm jetzt in den Weg stellen, er hatte Arbeit, und nahm fast schon genug ein, als ich brauche um ihn seine kleine Wirthschaft mit Sparsamkeit zu führen; das heutige Ereigniß macht aber alles [zu] Nicht. Endlich z. B. hat er es so weit gebracht, daß in einem großen Conzert etwas von ihm aufgeführt werden soll, in 14 Tagen sollte die Ouvertüre zu seinem Rienzi, die er eben fertig gemacht hat, und der Alle großen Erfolg versprechen, aufgeführt werden; ohne seine persönliche Anwesenheit bei der Probe ist dies aber nicht möglich. Soll man darüber nicht in Verzweiflung fallen? — Was kann ich anfangen, mit meinem Weinen richte ich Arme Verlassene nichts aus; sollte es wirklich so mit uns enden? Sollten Sie, der Sie seit so lange meinem Richard ein freundschaftliches Herz erhalten haben, ihn *uns* untergehen lassen, weil es sich hier um ein außergewöhnliches Opfer handelt? — Verzeihe

mir Gott, — ich kann mir nicht denken, daß es so mit uns enden sollte. — Messen Sie meiner unbeschreiblichen Lage es zu, wenn ich in diesem Augenblicke vielleicht die Gränzen des Anstandes überschreite, indem ich Ihnen eine Zumuthung stelle, wie sie eben die Verzweiflung eingiebt. Zu meinem Schrecken habe ich früher einmal erfahren, wieviel Ihnen Richard schon schuldet; Sie haben ihn damals durch ihren Credit Geld verschafft; — was war aber seine damalige Lage gegen unsere jetzige? Sollte nicht ein solches Opfer jetzt ungleich besser angewendet sein, weil jetzt auch die Aussicht vorhanden ist, eine ähnliche Schuld im Laufe eines, höchstens zweier Jahre gewiß wieder bezahlen zu können? Glauben Sie mir, daß ich für gewöhnlich Richards exaltirte Hoffnungen nicht theile; jetzt aber weiß ich aus seiner eignen Bekannten Munde, daß er nur noch einen Schritt vorwärts zu thun hat, um an sein Ziel zu kommen. — Mein Gott, was soll ich hier Alles noch sagen? Mir fehlt die Ruhe, um mich klar gegen Sie aussprechen zu können; ich werde nachholen, was ich hier versäume. Das Einzige was ich heraus bringe ist: Hülfe, Hülfe! Bringen Sie Richard ein großes Opfer, suchen Sie es schleunig möglich zu machen, und Gott wird es Ihnen lohnen, wenn Richard's dankbare[s] Herz und mein Gebet zu schwach dazu sein sollten. — Ich kann nichts mehr hinzufügen; Gebe der Himmel, das meine Bitte erhört werde, und unser Dank wird keine Grenzen kennen. Herzliche Wünsche für Ihr Wohlsein von

Paris den 28. Ocber 40
25 rue du Helder.

Ihrer
ergebenen Freundin
Minna Wagner.

Paris d. 17. November 40.

Wertheſter Herr Apel,

Zunächst fühle ich, habe ich Sie um Verzeihung zu bitten, wegen der Art und dem Ungestüm, mit welchem ich letzthin Ihnen schrieb; es wird mir klar, daß meine heftige Aufregung wenig geeignet sein konnte, Ihre Theilnahme für unser Schicksal zu steigern, dafür, daß ich richtig urtheile, spricht Ihr Schweigen. Haben Sie aber die Güte, diese meine Aufregung, die Sie wahrscheinlich unangenehm berührt, wenn nicht gar verletzt hat auf Rechnung meines großen Elendes und des betäubenden Schlages zu setzen, der mich am jenen Tage traf. Seitdem bin ich ruhiger geworden; so viel mehr. Ich war bei Richard, und habe ihm Ihren werthen Brief übergeben, er dank[t] Ihnen herzlich dafür; ich habe ihn zugleich getröstet mit dem Vertrauen auf Sie, und ihm die Hoffnung erweckt, daß Sie sich in Betracht so außerordentlicher Umstände zu einem außerordentlichen Opfer entschließen würden. Ich gestehe Ihnen, daß ich täglich auf eine Erfüllung meiner verzweiflungsvollen Bitte geharrt habe. Richard ist krank, um ihn zu pflegen möchte ich gern zu ihm ziehen; da dieß jedoch unbezahlbare Kosten verursachen würde, so muß ich ihn in dieser Hinsicht Gottes Schutz überlassen, um auf der andern Seite zu versuchen, was in meinen Kräften steht, um die Schuld zu tilgen, die uns in diese Lage bringt.

Richard's Gläubiger schickte gestern zu mir, und hatte die Unverschämtheit, mir zuzumuthen, daß ich an Richard's Schwager, H. Brockhaus schreiben möchte, um bei ihm die Bezahlung der Schuld auszuwirken. Er kennt also diese Verwandschaft und es

wurde mir nun klar, auf welche Aussicht hin er so hart gegen meinen Mann verfährt. Richard aber so als ich, wir würden lieber Jahre lang eine solche Lage ertragen, als unsern Schwur brechen, seinen Verwandten je mehr zur Last fallen. Jedoch hat mich dieser Auftritt bewogen, mich noch einmal an Sie zu wenden, auf die Gefahr hin, als zudringlich von Ihnen abgewiesen zu werden. Ich als Vermittlerin bin vielleicht fähiger, als Richard es ist, Sie um ein Opfer anzugehn, den[n] ich spreche für einen Andern, weniger für mich. Ich kann mich mit Ihnen gleich stellen, denn auch ich habe ihm Opfer gebracht, ich habe mein ruhiges selbständiges Loos aufgegeben, um mich an das seinige zu fesseln, den es bestimmt zu sein scheint erst durch die heftigsten Stürme und Prüfungen an sein Ziel zu gelangen. Ich erfülle daher jetzt eine heilige Pflicht, ja vielleicht bringe ich selbst ein Opfer, indem ich Ihnen noch einmal schreibe. — Sie entgegnen in Ihrem Briefe an Richard, daß es Ihnen unmöglich sei, mehr für ihn zu thun, als Sie zugleich thaten. Daß Sie selbst dieß thaten, giebt Ihren guten, edlen Willen zu erkennen, daß Sie, ohne den gewöhnlichen Etat Ihrer Ausgaben zu überschreiten, ihm kein größeres Opfer bringen können, muß ich ebenfalls glauben, da Sie es versichern. Lassen Sie mich aber, ohne mich weiter damit brüsten zu wollen, erzählen, was ich als Mädchen für meinen Bruder that, der mir in gewissen Beziehungen vielleicht ferner stand, als Ihnen Richard. Jener sollte in Leipzig studieren, meine Aeltern aber konnten ihn nicht unterstützen, ich übernahm es, in Zeiten, wo mir es bei dem schlimmen Cassen-Bestand der Theater-Direction oft an 4 Groschen fehlte um Mittag-Essen holen zu lassen; ich versetzte denn meine Ohrringe und d. gl. die mir für das Theater oft unentbehrlich waren, schickte das Geld meinem Bruder, der dafür etwas lernen sollte, und behielt mir nur drei Pfennige zurück, um mir dafür ein Brödchen zu kaufen, das ich auf einen Spatziergange um die Stadt als Mittags-Mal verzehrte, während ich bei meinen Wirthsleuten vorgegeben hatte, daß ich irgend wo zu Tische ausgebeten sei. — Sollte denn nur der Arme und Dürftige das Gefühl haben, Opfer dieser Art zu bringen? Sollte der Vermögende den es verhältnißmäßig so unendlich viel leichter werden könnte, über all sein Vermögen nicht die Mittel finden, auf ähnliche Art zu helfen? — Man kann mir einwenden, das war für einen Bruder; — für einen Bruder wäre es aber auch nicht zu viel, wenn man die Hälfte seines Vermögens opferte, sollte der Freund denn aber nicht wenigstens ein Hundert-Theil werth sein. Und Richard war und ist Ihr Freund im eigentlichen Sinne; ich kann es bezeugen, denn ich kenne den Eindruck, den die erste Nachricht von Ihrem traurigen Schicksal auf ihn machte und bin Zeugin und Theilnehmerin der tiefsten Rührung gewesen, mit der er stets Ihrer gedachte, als er Jahre lang von Ihnen getrennt war Noch mehr, — es kommt mir zwar nicht zu mich darüber auszulassen, — in Richard ist ein schönes Talent zu retten, das seinem Untergange nahe gebracht wird, denn schon ist er so weit allen Muth aufzugeben, ohne dem ist seine höhere Bestimmung verloren. Es ruht vielleicht eine schwere Verantwortung auf denen, die sich jetzt Achsel zuckend von ihm wenden. Ich kann ihn nicht aufgeben; des wegen bin auch ich vielleicht die Einzige, die am lebhaftesten fühlt, wie schmachvoll es ist ihn verkommen zu lassen. — Ich bitte für meinen Mann für Ihren Freund, wollen Sie unsern Richard aufgeben, weil es sich darum handelt, durch Ihren Credit ihm schnell eine

Summe zukommen zu lassen? Wahrlich das werden Sie nicht wollen, — denn die Sache so kleine angesehn, hängt es von Ihrem Willen ab; und dessen dürfen wir gewiß sein, — Ihr werther Brief spricht dafür, und die edle Gesinnung die Sie von jeher zeigten.

Ich habe das Meinige gethan, deß kann ich mich rühmen, Sie werden es nicht fehlen lassen, und Gott wird Ihnen durch Ihre baldige Genesung vergelten, sowie dadurch einen Freundschaftsbund aufs Neue unter uns errichten der nie untergehen wird.

Es empfiehlt sich mit herzlicher Achtung

Ihre ergebenste
Minna Wagner
25 rue du Helder.

P. S. Wenn Sie sich entschließen, so bedarf es wohl nicht erst der Erwähnung, daß die größte Eile eine wichtige Bedingung ist, in jeder Hinsicht muß ich Sie bitten, die Sache wenigstens nicht mit Stillschweigen zu übergehen, da Ungewißheit das schrecklichste ist.

Leuthen. Ein Nachklang.

Von C. v. Bredow, Generalmajor z. D.

Was weiß die große Masse von Leuthen! Das Lied jenes Grenadiers am Abend der Schlacht — die Potsdamer Wachtparade — vielleicht noch etwas von den Granitsätzen der Rede des Königs am 3. Dezember im Lager von Parchwitz.

Für uns Preußen bedeutete es Schlesien. Der Sieg eines großen Geistes einer Stahlnatur, über ein Heer von Feinden. Weit über die Grenzen des Vaterlandes feierte man den Sieg und den königlichen Feldherrn, der ihn errungen, am lautesten in England, wo seit Leuthen der Geburtstag des Königs wie der des eignen Herrschers geehrt wurde. Eine allgemeine Begeisterung, welche selbst in beiden Häusern des Parlaments widerhallte und wesentlich zu dem neuen glücklichen Subsidienvertrag des Jahres 1758 beitrug. Freilich, nicht ohne Eigennutz. Die väterlichen Erblande waren im Spiel. Und doch, wie gering hatte Lord Mitchell, der englische Gesandte, noch am 24. Oktober den König bewertet, als er einen Brief desselben an seinen Monarchen, Lord Holdernesse, sandte: My Lord, I must not conceal from you even my apprehensions and fears, it is my duty to speak out on this important and most unhappy occasion. I think all assistance from England will come too late to save the King of Prussia. I fear the French and Austrians will be in possession not only of Berlin, but of the greatest part of his hereditary country before Christmas next . . .

Und wie erstrahlte in Breslau der Christbaum 1757. —

36 Stunden hatte der König auf demselben Pferde im Sattel gesessen, als er am 19. Juni nachmittags 3 Uhr im Lager vor Prag aus dem Sattel stieg — und zusammenbrach. Physisch, aber wie in Oetscher, nach Kunersdorf (12. Aug. 1759), die physische Entkräftung war auch begleitet von einem völligen momentanen Nervenchoc. Und was hatte in den letzten 36 Stunden auch sein Hirn zermartert. Immer wieder hatte er auf dem Felde zwischen Krzeczorz und Chozemitz gerungen mit dem Siege, und als Pennavaires Kürassiere versagten, Seydlitz' Schwadronen ermatteten, Zieten gegenüber Nadasdy nicht vom Flecke kam, die Bataillone Hülsens, Treskows und Manstein's vor den feuerspeienden Höhen zerschmettert zusammenbrachen, da sammelte er selbst noch 40 Mann vom Regiment Anhalt

und führte sie vor gegen die österreichische Batterie südlich Chozemitz. Auch sie zerstieben wie Schneeflocken im Winde. Allein ritt er weiter, den Feuerschlünden entgegen. Major Grant rief ihn in die Wirklichkeit zurück. „Wollen Ew. Majestät die Batterie allein erobern?"

Nach dem kühnen Einbruch in Böhmen nach der Schlacht bei Prag und der Einschließung der Armee des Prinzen Karl war anscheinend der Gipfel des Ruhmes erklommen. Wie siegesgewiß ist der Brief an die Königin-Mutter nach Prag: Mes frères et moi nous nous portons encore bien. Toute la campagne risque d'être perdue pour les Autrichiens, et je me trouve libre avec 150 000 hommes. Ajoutez à cela que nous sommes maîtres d'un royaume qui est obligé de nous fournir des troupes et de l'argent. Les Autrichiens sont dispersés comme de la paille au vent. J'enverrai une partie de mes troupes pour complimenter Messieurs les Français, et je vais poursuivre les Autrichiens avec le reste de mon armée . . . Noch ein Sieg über Daun, und er glaubte, den Frieden in Wien diktieren zu können.

Und nun dieser furchtbare Rückschlag. Diese schweren 36 Stunden aufreibendster Tätigkeit, seelischer Aufregungen, körperlicher Kraftersch öpfung wirkten läuternd auf seinen großzügigen Charakter. Der lorbeerbekränzte Feldherr wurde zum selbstkämpfenden Ringer. Eisen wurde im Feuer des 18. Juni zu Stahl.

Aus Brandeis am 20. Juni schrieb er an den Prinzen Moritz: „. . . Das Herz ist mir zerrissen, allein ich bin nicht niedergeschlagen und werde bei der ersten Gelegenheit suchen, diese Scharte auszuwetzen." Und am 24. an den Prinzen von Preußen, dessen eiliger Rückzug über Zittau nach der Lausitz demnächst zum Zerwürfnis der zwei edlen Brüder führen sollte: . . . „Eine gute Viertelstunde kann uns das Uebergewicht über unsere Feinde wiedergeben, fehlt sie uns aber, so müssen wir kämpfen bis ans Ende für das Wohl des Staates." Eine zweite verlorene Schlacht müsse mit seinem Untergang enden, deshalb wolle er sich hüten, eine solche zu wagen, sie aber nicht scheuen, sobald sich eine günstige Gelegenheit darböte — so äußerte er sich am 28. Juni zum englischen Gesandten.

Welch harte Prüfungen aber sollten noch über ihn hereinbrechen, ehe die günstige Gelegenheit kam. Welch eine Fülle schwerer Schicksalsschläge hämmerten noch vorher auf die Heldenseele ein.

Jener Rückzug aus Böhmen. Dann der Tod der geliebten Mutter. Am 1. Juli schreibt er seiner Schwester, der Prinzessin Amalie: „Tous les malheurs m'accablent à la fois . . . peut-être le ciel a-t-il retiré notre chère mère, pourqu'elle ne vît pas les malheurs de notre maison . . . Am 6. Juli an die Markgräfin von Bayreuth: . . ma situation devient difficile par le nombre de mes ennemis. .

Dann greift die Sorge um die Existenz des Staates mit immer gierigeren Fingern nach seinem Herzen — fast zermalmend. Hastenbeck (26. Juli) und die Konvention bei Kloster Zeven (8. Sept.) beraubten ihn der Hülfe der Verbündeten. Und im Osten die Niederlage des Feldmarschalls Lewaldt bei Groß-Jägersdorf (30. Aug.). Schon nach Hastenbeck drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß seine Lage eine verzweifelte sei und nur durch eine verzweifelte Tat zu retten (am 5. Dez. abends im Schlosse zu Lissa, nachdem er ein Ragout von den Tafelresten der österreichischen Offiziere zu sich genommen, fragt er unvermittelt den Besitzer, Baron Mudrach: „Kann Er Faro spielen?" und auf ausweichende Antwort: „So weiß Er doch, was Va-banque ist? Das habe ich heute gespielt.") Am 25. Juli in Pirna äußerte er sich zum Oberst v. Krockow, der ihm über den Rückmarsch der Armeeabteilung des Prinzen von Preußen berichtete: „Meine Wahl ist getroffen. Ich will eine Schlacht liefern und sieggekrönt sterben." Daher sein Vormarsch auf Zittau am 18. Aug. Er wollte dem österreichischen Hauptheer ans Leder, dort lag die Entscheidung. Der große Schlag mußte gewagt werden. Doch: 50 gegen 100 000 — 1 : 2 . . . . und diese in fast unangreifbarer Stellung. Trotz Winterfelds brieflichem Angriffsrat vom 5. Aug.: Hat man nur eine seiner vordersten Batterien stille gemacht, kann man ihn hardiment attackieren — gelang es dem Prinzen Heinrich, ihm den Angriff auszureden. Dieser Bruder trat ihm stetig näher. Bei Prag

hatte er seine Tapferkeit erkannt, seine Führereigenschaften im Laufe des Feldzuges immer mehr schätzen gelernt. So willigte er ein und zog ab. Man zeigte sich die Zähne ... bis später ... 5. Dez.!

Nichts kann den König mehr zur Verzweiflung bringen in jener Zeit als Zurückgehen. Als Fürst Moritz mit 15 Bataillonen und 20 Eskadrons südlich Pirna bei Cotta zur Deckung Dresdens stand (gegen Laudon und Nadasdy) und nach einem kleinen Gefecht bei Godtleuba am 14. Aug. nach Sedlitz zurückging, schrieb er ihm äußerst scharf: „Ich hatte mir nicht eingebildet, das nach meinem expressen Befel Kota nicht zu verlassen, sie doch allda Weck Marschieret wären, Laudon hat kaum 2500 man, ich bin gar nicht mit ihrer conduite zu friden, gehen Sie die Churken auf dem Halse und agiren offensive oder unsere Freundschaft hört auf, hier ist keine Complesance vohr den Printzen sondern der General mus seine Schuldigkeit thun, Sonsten hört alles auf. Wohr ist die Ehre der preußen vohr 2500 man laufen ein general von der Infanterie mit 14 Bataillons und 20 escadrons zurücke wan ihr Vahter diesses im Grabe hörte So würde er sich umkehren."

Noch schlimmeres mußte der Gen. v. Finck in Dresden zu hören bekommen: „Ihr lasset euch alle ins Bockshorn jagen, man sollte sagen 10 Oesterreicher währen besser wie 50 Preußen, schämet euch alle miteinander und habet Haare auf eure Zähne, sonsten werde ich glauben müssen, ich kommandire eine Armee alte Huren." (Diesen etwas eigentümlichen Vergleich wendet er im November auch gegenüber dem Herzog von Bevern betreffs der Generäle Kyau und Lestwitz an.)

„Bald hätte ich vergessen Ihm seine Instruction zu geben. Nur diese weiß ich für ihn: erhalte Er sich mir." Dies die Worte, mit denen der König Winterfeldt am 25. Aug. in Bernstadt entließ. Bei Moys (7. Sept.) fiel Winterfeldt. Erst eine Woche später erreichte den König die Trauerbotschaft. „Wider die Menge meiner Feinde werde ich Mittel ausfinden können, aber ich werde keinen Winterfeldt wieder kriegen." Und den Winterfeldt hat er nicht mehr gefunden. Zwischen beiden bestand eine fast ideale Ideengemeinschaft. Mensch und Soldat waren dem Könige sympathisch. Er war wohl der einzige, dessen Rat der König einholte. Auch geistiger Mitarbeiter bei dem großartigen strategischen Entwurf zum Einmarsch in Böhmen.

Sodann: der Franzmann und les cercles in Preußens Westen, in Hessen und im Halberstädtischen. In Pommern die Schweden, auch die Uckermark ausplündernd. Haddicks Zug nach Berlin (16. Okt.). Die Flucht der Königin und des Hofes nach Spandau. Der Verlust der Lausitz, die Unsicherheit aller Verbindungen, Reichsacht. In Schlesien endlich der Kern des Unglückskometen: das starke österreichische Heer und die Bedrängung Beverns.

Niemals aber kommt in seiner offiziellen Korrespondenz das Beklemmende der Situation, die Seelenmarter zum Ausdruck. Nur an Freunde, an D'Argens, an die Markgräfin von Bayreuth. Daneben liest er Lucrez, besonders Racines Mithridates beschäftigt ihn sehr — freilich die Giftphiole, die er stets bei sich führte, hatte sorgende Hand längst mit unschädlicher Substanz gefüllt... Und in dieser Zeit der inneren und äußeren Bedrängnis schreibt er die „Raisons de ma conduite militaire". So sucht der Große in dem bewährten Heilmittel der Arbeit das Trostmittel für seines Schicksals Wunden.

Die beiden Briefe vom Juni und 19. Juli an den Marquis D'Argens aus dem Lager bei Leitmeritz spiegeln seine Seelenstimmung wieder: La resource de ma douleur est dans le travail journalier que je suis obligé de faire et dans les continuelles dissipations que me fournit le nombre de mes ennemis. Si j'avais été tué à Kolin, je serais à présent dans un port où je ne craindrais plus les orages. Il faut que je navigue encore sur cette mer orageuse, jusqu'à ce qu'un petit coin de terre me procure le bien que je n'ai pu trouvé dans ce monde-ci. Adieu mon cher. Je vous souhaite la santé et toutes les espèces de bonheur qui me manquent.

Und später: Mon cher Marquis! Regardez-moi comme une muraille battue en brèche par l'infortune depuis deux ans ... Cependant ne pensez pas que je démolisse. Dussent tous

les éléments périrent je me verrai ensevelir sous leurs débris avec le sang-froid dont je vous écris ... Voilà l'époque du stoïcisme. Les pauvres disciples d'Epicure ne trouveraient pas, à cette heure, à débiter une phrase de leur philosophie ... Enfin que me reste-t-il pour me trouver dans la situation du pauvre Job ... La philosophie, mon cher, est bonne pour adoucir les maux passés ou futurs, mais elle est vaincue par les maux présents."

Gegen den Herzog von Bevern brach er am 24. Auguſt abends, als der Unglücksbecher noch lange nicht gefüllt war, in die Verzweiflungsworte aus: „Wenn ſie (in Schleſien) eine Schlacht gewinnen, Lewaldt die zweite und ich die dritte, ſo bin ich dennoch verloren."

Der Tag der tiefſten Depreſſion war unbedingt der 12. Oktober. Seydlitz und Prinz Moritz ſind nach Berlin entſendet, dem Haddick zueilt. Beverns Armee in Schleſien iſt durch Uebermacht bedroht. Die Gewißheit drängt ſich ihm auf, daß die Sonderunterhandlungen mit Frankreich keinen Erfolg zeitigen. An die Markgräfin, ſeine ſchweſterliche Seelenergänzung, ſchreibt er zwei Briefe. Sodann hat er ein Geſpräch mit Prinz Heinrich, das uns das Tagebuch des Grafen V. A. Henckel von Donnersmarck aufbewahrt hat. Hier einige Stellen aus den erſteren ... Enfin ma chère sœur cela paraît une chose faite; le sort ou un démon ont résolu la chute de la Prusse, il a fallu que tout y concourût: des alliances contre nature, des haines, sans qu'on leur ait fourni d'aliments; des causes secondes et des malheurs réels ....

Und im 2. Brief ... L'on veut me renvoyer à l'hiver, mais l'on me serre si fort à présent, et cela de tant de côtés, que je dois m'attendre aux plus grandes catastrophes entre ci et le mois de décembre ...: Je suis dans une cruelle situation, dont la fin ne peut être qu'épouvantable et tragique.

Feuchter Augenglanz ... zum Prinzen Heinrich: Ich halte für meine Schuldigkeit, Sie zu benachrichtigen, daß mein Entſchluß gefaßt iſt. Briefe melden mir, daß ich von Frankreich nichts zu erwarten habe, meine Emiſſäre müſſen übermorgen nach Naumburg zurück ſein. Ich weiß, daß ſie mir wenig Tröſtliches bringen, indeß will ich ſie noch anhören, mich dann aber krank ſtellen und mir noch vor meiner Ankunft in Leipzig den Tod geben. Der Zuſtand, in dem ich mich befinde, iſt nicht länger zu ertragen und ſchlimmer als der Tod". Am Abend deklamierte er mit Leidenſchaft Racines Mithridates ... die Phiole ... Pflichtgefühl — (der erſte Diener des Staates) — riß ihn wieder empor. — Zur Höhe von Roßbach und Leuthen.

Welch feſte Ruhe kommt über ihn, als er den Entſchluß gefaßt hat, nach Schleſien zu marſchieren (10. November). Denn Roßbach hatte er doch nur als einen Durchgangsſieg zur ſchleſiſchen Entſcheidung betrachtet. .... Je vous envoie, comme vous l'ordonnez, la relation de nos sottises heroiques .... ſchreibt der König fünf Tage nach Roßbach aus Leipzig an die Markgräfin von Bayreuth. Weder der Fall von Schweidnitz noch der Verluſt der Schlacht bei Breslau (22. November) ändern daran. Mild und gütig empfängt er im Lager von Parchwitz (2. Dezember) die dort geſchlagenen Truppen, deren Führer ein heiliges Donnerwetter erwartet hatten. Dann trifft er alle Vorbereitungen für ſeinen Tod. Eichel erhält Inſtruktion, was zu tun. Am 28. November ſchreibt er ſein Teſtament — das kleine — en philosophe, nur 15 Zeilen: J'ai ordonné à mes généraux tout ce qui se doit faire après la bataille, en cas de bonheur ou de malheur. Quant au reste, pour ce qui me regarde, je veux être enterré à Sans-Souci, sans faste, sans pompe et de nuit. Je ne veux pas que mon corps soit ouvert, mais qu'on m'envoie là-bas sans façon et qu'on m'enterre la nuit. Je lui (Prinz von Preußen) recommande mes aides de camp. Je recommande a ses soins tous mes domestiques.

Am 4. Dezember bricht er auf. Er will den hinter der Lohe ſtark verſchanzten Gegner angreifen — 35 000 Mann, wie er meint, der Feind nur wenig überlegen. War doppelt ſo ſtark. Und als er am 4. abends erkennt, daß die Oeſterreicher die Stellung aufgegeben, ihm entgegenmarſchieren — da bemächtigt ſich ſeiner eine ſtille Freudigkeit. „Der Fuchs iſt

aus seinem Loch gekrochen, nun will ich auch seinen Uebermut bestrafen", sagte der König zum Prinzen Franz von Braunschweig, als er am 4. abends zu Neumarkt in das Parolezimmer trat.

Leuthen selbst: die Normalschlacht. Bei Roßbach hatte er den Oesterreichern vorgemacht wie sie es am 5. Dezember hätten machen müssen: Seine Teten anfallen während des Flankenmarsches. Doch, wie das Kaninchen vor der Schlange, erwartete man untätig die Vernichtung. Zum einzigsten Male wurde Friedrichs Taktik oblique, stilrein durchgeführt. Prinz Moritz — Herr Feldmarschall — Ziethen, Retzow und Driesen — hätte ich dem alten Esel gar nicht zugetraut — darf man dabei nicht vergessen. Aber auch der König machte seine Fehler von Kolin wieder gut. Er sorgte für schwere Artillerie — die Brummer von Glogau — kräftige Unterstützung seiner Avantgarde, reichliche Munition und schnelleres Feuern.

„Je n'ai eu qu'un peu de sang-froid et beaucoup de bonheur."

Napoleon: La bataille de Leuthen est un chef d'œuvre de mouvements, de manœuvres et de résolutions, seule elle suffirait pour immortaliser Frédéric et lui donner rang parmi les plus grands généraux. Il attaque une armée plus forte que la sienne en position et victorieuse, avec une armée composée en partie de troupes qui viennent d'être battues et remporte une victoire complète sans l'acheter par une grande perte disproportionnée avec le résultat.

Er selbst, der König, genoß seines Sieges und seiner Folgen in Bescheidenheit und Mäßigung, nicht wie nach Prag, in hochfahrendem Stolze.

„Wenn je Preußen Ursache gehabt hat, das „Herrgott, dich loben wir" anzustimmen, so ist es bei dieser Gelegenheit. Der Himmel sei gelobt, daß uns dies geglückt ist" (an Keith, 20. Dezember). Und aus Striegau, vom 28. Dezember an die Markgräfin:

Enfin, chère sœur, je respire,
Et ne respire que pour vous.
Le sort est las de son courroux.
La fortune vient de me rire.
Ces fiers Autrichiens de nos destins jaloux,
Dans les champs de Lissa dissous,
D'un triomphe idéal ont perdu le délire,
Et vont dans Bohême oublier leur dégouts.

Und satirisch:

N'oubliez pour le retour,
Des chemins qui vont dans Bohême.
De vous ménager le plus court.
A ce prix, après le carême
Revenez à condition
Qu'en obtenant permission
Nous prennions congé tout de même."

Und im Winter . . . in Breslau . . behagliche Geselligkeit . . . Musik, „mein bester Freund": die Flöte.

Ein wahrhaft königliches Weihnachtsgeschenk, das Friedrich vor 150 Jahren Borussia in den Schoß legte: Leuthen, Breslau, Liegnitz — Schlesien — das blutgetränkte und fast verlorne. Der Advent gab wieder, was Johanni gekostet hatte.

Randbemerkungen.

Maximilian Harden.*)

Daß eine in der Oeffentlichkeit stehende Persönlichkeit so lange und so gewaltsam die Blicke auf sich lenkend wie Maximilian Harden unter uns wirkte, ohne daß man allgemein eine klare Ansicht über ihn gewann, so daß die verschiedenartigsten Urteile auf ihn niederhagelten, — das ist gewiß selten. Ebenso selten wie, daß einem Mann, den alle den ersten Journalisten Deutschlands nennen, auch einstimmig ein natürlicher, leichtflüssiger Stil abgesprochen wird. Das Rätselhafte hierin muß die Aufmerksamkeit erwecken.

Er selbst erzählte uns von seiner frühen, wenig glücklichen Jugend, von hochgespannten Idealen, mangelndem Einvernehmen, von seiner Flucht, als er dreizehn Jahre alt war, seinen Enttäuschungen, seinen Demütigungen. Dabei war gewiß viel, viel mehr zu erzählen, als wir zu wissen bekamen. Hätte er uns alles erzählen können, dann wäre sein Lebenslauf gewiß ein anderer geworden, und wir hätten einen großen Dichter mehr unter uns. Statt dessen schlugen Gram, Enttäuschungen und Demütigungen in sein Leben ein und erzeugten Trotz. Die Kritik, die er an sich und alle die andern legte, wurde viel zu streng, derart, daß sein Verhältnis zu ihm selbst mit Angst erfüllt und damit zu groß wurde. Das drängt sich in alles ein, was er denkt und was an ihm geehrt; das Leben wird ihm zu einem stetigen Wachtposten, und von diesem sieht er nur sich selbst neben sich selbst. Das Unmittelbare geht verloren. Glücklichere Existenzen wissen nicht, was das für eine Tortur ist, obgleich viele Menschen in ihrer Nähe diese Qualen erdulden. Deshalb haben sie auch keine Ehrfurcht vor dem einzelnen, der mit kolossaler Geistesarbeit auf die Höhe seiner Kritik zu kommen und derart seine Freiheit wiederzuerkaufen sucht. Wie weit es Maximilian Harden gebracht hat — seine Stellung als Journalist, die ihn noch Tag für Tag mit selbstgeschaffenen Hindernissen beschwert, sein eigenartiger Stil, durchbohrt von hundert Nebenreflexionen, die sein Verdacht oder seine Voreingenommenheit einwarfen, nicht zum mindesten seine Oppositionssucht, weisen mit Bestimmtheit auf alle die Verhältnisse, denen er sich entriß, um sich emporzuzwingen.

Aber von dem, was endlich aus Form und Wesen der Persönlichkeit geworden ist, kann man nicht auf den Kern schließen. Das ist ein Fehler, dessen sich viele schuldig machen; freilich ein Psychologe mag nicht unter ihnen sein.

Korrekterweise darf ich nicht so weit gehen, wie ein Freund, der sagte: „Er schreibt nur das, was er glaubt.“ Das sind gewagte Worte über einen Journalisten; besonders über einen so trotzigen und irritierenden wie Maximilian Harden. Es wird ihm immer unangenehm sein, Unrichtiges zu widerrufen, namentlich dies ohne Umschweife zu tun.

Aber in einer langen Reihe von Jahren hat er wieder und wieder seine großen Fähigkeiten, seine ehrgeizige Willenskraft eingesetzt, um der Wahrheit zu dienen; daß er in gleich langer Zeit Unrecht und Uebermut verfolgt hat — und das nicht immer unter gefahrlosen Umständen —, das kann nur völlige Parteilichkeit verneinen. Derselbe Knabe, der mit dreizehn Jahren entwich, um seinen Idealen nachzulaufen, hat sich als Mann aus Liebe zu seinen Idealen ins Gefängnis, in Verkennung und Haß von Hunderten geschrieben. Er hat das Zeug zu einem Helden. Seiner Ueberzeugung wegen könnte er den Scheiterhaufen besteigen. Möge er vielleicht auch dabei sich selbst neben sich sehen, er bestiege ihn! Ja, daran ist in meiner Seele kein Zweifel. Und deshalb wollte ich — obgleich zurzeit krank und müde — unter denen sein, Herr Redakteur, die ihre Stimme erheben, um ihn zu stützen.

Noch eins: man liest nicht viel von Maximilian Harden, ohne erraten zu können, daß im Innersten dieses harnischbekleideten Kriegers etwas wäre, das einmal sentimentale Gedichte verbrochen hat. Diese finden sich kaum mehr,

*) Wir fahren hier mit der im vorigen Hefte begonnenen Veröffentlichung der Erklärungen über Harden fort.

aber es findet sich dagegen unzweifelhaft so viel von dem vor, was diese Gedichte erzeugen mußte, daß, wenn die deutsche Allgemeinheit durch berufene Frauen und Männer versuchte, dem Manne und seiner Arbeit ein milderes Klima zu verschaffen, dies Früchte tragen würde.

(gez.) Bjørnstjerne Bjørnson.

Ihre Anfrage über Harden wandte sich ausdrücklich an deutsche Dichter. Da ich nun weder Deutscher noch Dichter bin, betrachtete ich mich als nicht gefragt. Nun sehe ich mit Erstaunen, daß mehrere Skandinavier und außerdem Liebermann geantwortet haben.

Ich war ganz außerstande, Harden zu beurteilen, denn ich habe in zehn Jahren nicht mehr als fünf-, sechsmal eine Nummer der „Zukunft" gesehen. Ich bin aber seinen Anfängen gefolgt, und ich habe einen so lieben persönlichen Eindruck von ihm gewonnen, daß ich ihm sehr gerne eine kleine Freude, sehr ungern einen kleinen Schmerz (nämlich durch Schweigen) bereiten würde.

Georg Brandes.

Ich höre, die Wendungen eines Prozesses, den ich als Ausländer nur sehr von ferne verstehen konnte und um des deutschen Ansehens willen sehr bedauern mußte, hätten es mit sich gebracht, daß man Herrn Harden von links und rechts desavouiert und eine Art von Ostrazismus an ihm vollstrecken will.

Ich kann es nicht gut verstehen, wie ein einziger, vielleicht unglückseliger, immerhin in seinen Motiven ganz unpersönlicher Schritt, eine einzige, vielleicht unglückliche aber keinesfalls unehrenhafte Geberde sollten die Lebensarbeit eines außerordentlichen Publizisten auslöschen können, eines Mannes dessen Stellung im Leben und in der Politik immer schwerer zu definieren und leicht zu verleumden war, dem aber ganze Konventikel erbitterter Gegner niemals Schlimmeres nachweisen konnten, als daß er einsam, reizbar und unbestechlich ist. Ich weiß, daß ich die unvergleichliche Arbeitskraft, das stupende und stets gegenwärtige Wissen und die aufs Große gerichtete publizistische Allüre des Herausgebers der „Zukunft" bewundert habe, lange bevor ich irgend Ursache hatte, ihm für sein Verständnis und seine Haltung meinen Artikeln gegenüber dankbar zu sein, und ich bedaure nicht die Nötigung, nur die Ursache, die mich nötigt, diese beiden Gefühle, die ich Privatbriefen mehr als einmal anvertraut habe, nun in einem nicht privaten Briefe auszusprechen.

Hugo von Hofmannsthal.

Ich halte Herrn Harden, den ich seit Jahren kenne, für unfähig, aus Eigennutz oder Skandalsucht Existenzen aufs Spiel zu setzen.

Aber selbst abgesehen vom Ethischen: Herr Harden hat sich, wie ich meine, als Publizist viel zu gewitzigt und als Politiker viel zu leidenschaftlich gezeigt, als daß man ihm zutrauen könnte, er habe gerade mit einer für ihn entscheidenden Kampagne die Absicht verfolgt, Klatsch aufzuwühlen: man wird vielmehr auch hier als treibendes Motiv dasselbe annehmen müssen, was ihn so offenbar sonst leitet: eine zur Leidenschaft gesteigerte politische Ueberzeugung.

In der Sache selbst stehe ich auf anderem Boden als Herr Harden; denn ich bringe dem Grafen Moltke als Menschen meine Sympathie und als Gentleman meine volle Hochschätzung entgegen; auch bin ich prinzipiell gegen die Vermengung öffentlicher und privater, namentlich sexueller Dinge. Um so mehr darf es vielleicht ins Gewicht fallen, daß ich in dem, was sich zugetragen hat, keinen Grund gesehen habe, Herrn Harden, dessen Motive ich für rein halte, irgendetwas von meiner Achtung zu entziehen.

Harry Graf Keßler.

Der verehrl. Redaktion
der Wochenschrift „Morgen"

habe ich auf Ihre freundliche Zuschrift vom 23. v. M. ergebenst zu erwidern:

Da Herr Maximilian Harden seiner feindseligen Stimmung mir gegenüber nicht nur in vielen Artikeln der „Zukunft", sondern auch in einem besonderen Pamphlet („Kampfgenosse Sudermann") Ausdruck gegeben hat, so habe

ich ebenso sehr Ursache, der Unbeirrbarkeit meines Urteils zu mißtrauen, wie auch anzunehmen, daß es von der Oeffentlichkeit als befangen betrachtet werden würde.

Und darum, so meine ich, kommt es mir nicht zu, in einer Sammlung von Aussprüchen das Wort zu ergreifen, die in objektiver Weise aufklärend auf die Zeitgenossen wirken soll.

In vorzüglicher Hochachtung

Hermann Sudermann.

Der gegenwärtige Prozeßfall Hardens mit seinen Gegnern scheidet ja wohl, wenn ich Sie recht verstehe, ganz aus der Behandlung aus. Ich würde mich auch nicht für zuständig halten, in dieser noch schwebenden Sache öffentlich ein Urteil abzugeben. Bleiben wir also beim allgemeinen.

Der tiefste Grundzug von Hardens Persönlichkeit ist für mich eine wilde, schnellende, stürzende und darum wohl manchmal auch überstürzte Leidenschaftlichkeit. Also ein durch und durch tragisches Element. Ein Mann, geboren zu kämpfen, zu hassen, zu vernichten, und also auch bekämpft, gehaßt, vielleicht vernichtet zu werden. Ein Willensmensch, wie nicht gar viele über diese Erde gegangen sind, von exzedierender Phantasie, von dunkler, schwerblütiger Phantastik, ein napoleonesker Willensmensch, statt des Degens mit der Feder, wie ihn die Natur sich ausdenkt, wenn Zeiten sich wenden und alt gewordene Welten sterben sollen. Ein Willensmensch mit dekadenten Nerven, wie es der Verwünschung des Zeitalters gemäß. Ein Zerstörer wohl mehr als ein Aufbauer, wie es ebenfalls in der Sternenstunde bedingt. Einer, der Leiden über die Menschen bringt, aber auch einer — hier die sühnende Ausgleichung —, der unter dem Leidenbringen am letzten Ende selber am meisten zu leiden bestimmt ist. Einer aus der Luziferwelt, der in den Erdenkampf heraufgestiegen ist, um Erlösung zu suchen und, wenn es Gerechtigkeit gibt, sie jenseits unserer Grenzen auch zu finden. Ein grelles, seltsames Phänomen, nachgebornen Betrachtern, Gestaltern Anregung, Entzückung, Rausch, Leckerbissen, aber den Mitlebenden gefahrbringend, sich selbst ein dunkler Fluch und eine furchtbare Verantwortung . . . Bedarf es nach dem Gesagten noch einer ausdrücklichen Schlußfolgerung? Einer moralischen Nutzanwendung? Wer so bitterernst mit Welt, Menschen, Leben, mit Freund und Feind, und nicht zuletzt mit sich selbst ringt, dem sollte man, muß man unter Umständen sagen, daß er sich in den Mitteln vergreift, aber die Ehrlichkeit der Absichten, die Redlichkeit des Willens, die Ueberzeugtheit und Unantastbarkeit der gesamten Persönlichkeit sollte den Zeitgenossen feststehen.

Max Halbe.

Das Problem Maximilian Harden will mir keineswegs schwer lösbar erscheinen. Ich sehe in ihm den geborenen Journalisten, dessen beweglicher Geist an allen Erscheinungen der Gegenwart den lebhaftesten Anteil nimmt und dessen rascher Witz sein höchstes Behagen daran findet, verblüffende Zusammenhänge zwischen den verschiedenartigsten Dingen herauszufinden und durch künstliche Beleuchtungseffekte bald die eine, bald die andere Gruppe von Erscheinungen blendend hervorzuheben. Ein Mann, der sich einer ganz ungewöhnlichen Begabung für den Journalismus bewußt ist, kann unmöglich ohne Eitelkeit sein. Und diese selbstverständliche Eitelkeit führte Harden zur Schauspielerei. Sobald er aber merkte, daß sein Talent nicht stark genug war, um die neugierige Bewunderung des Publikums auf seine Person zu konzentrieren, nahm er die Feder in die Hand und schrieb sich sicher wirkende Soloszenen auf den Leib, d. h. er begann seine neue Laufbahn als Kritiker der Kunst, Staat und Gesellschaft damit, daß er grundsätzlich das Gegenteil von dem behauptete, was alle Welt meinte und die Kollegen aussprachen. Indem er mit seiner stets geistreich verfochtenen Ansicht immer solo dastand, mußten sich selbstverständlich aller Blicke auf ihn richten — und er war der Mann dazu, das ohne Wimpernzucken auszuhalten. (Da ihm das so gut geglückt ist, haben ihm seither alle jungen Streber den Trick nachzumachen versucht.) Ich glaube nicht, daß ihm damals irgendetwas anderes

heilig war, als der böse Ruf seiner witzigen Bosheit. — Dann aber kam seine Verbindung mit dem anderen, noch weit größeren Solospieler im Sachsenwalde. Nobel, der Löwe, schloß Freundschaft mit Reineke, dem Fuchs — und als Nobel starb, fühlte sich Reineke quasi als dessen Testamentsvollstrecker. Das gab seiner Seele einen Aufschwung, der erheblich mehr bedeutete als nur einen flüchtigen Rausch befriedigter Eitelkeit. Von nun an hatte sein Streben einen Inhalt, sein Mühen ein Ziel, und nicht mehr bloß der Witz, sondern auch ein echtes Pathos führte ihm fortan die Feder. Ich glaube wenigstens, daß er sich zu einem ernsten Werke berufen fühlte, seit jener Einzige ihm dankbar die Hand gedrückt hat. — Warum hat man niemals gewagt, die einfache Probe auf das Exempel zu machen? Warum hat man ihm kein Ministerportefeuille angeboten? Da konnte er entweder beweisen, daß ein witziger Kopf auch eine starke Hand zum Steuern besitze — und da wären Kaiser und Reich wohl mit ihm gefahren — oder aber er hätte sich als ein hilfloser Maulheld, ein lächerlicher Rabagas entpuppt — und Kaiser und Reich hätten vor einem unbequemen Störenfried Ruhe gehabt.

Ernst von Wolzogen.

Maximilian Harden hat, wie kein anderer deutscher Schriftsteller von heute, den Willen zu wirken. Damit ist für mich entschieden, ob er in seinem Privatinteresse oder im öffentlichen gehandelt hat. Ich bin überzeugt, daß er sein ganzes Vermögen darangeben würde, könnte er dadurch eine große Wirkung zugunsten des Deutschen Reiches erzielen. Nicht aus Altruismus würde er's tun. Mirabeau unternahm nicht aus Altruismus, die Monarchie zu retten; Bismarck hat, was die Deutschen sich immer einbilden mögen, nicht ihnen zu Gefallen das Reich errichtet. Sie wollten wirken, ihre Kraft fühlen und fühlen lassen. Wenn die Großen nützen, tun sie es fast immer ohne Absicht. Es hat Heilandsnaturen unter ihnen gegeben, auch in der neuesten Geschichte mindestens eine. Die anderen sind Selbstsüchtige, denen man nichts zu danken hat, als ihre Stärke: und das ist genug. Noch heute wird von Nationalisten beklagt, daß Goethe von internationaler Gesinnung war. Aber hat dem Ruhm der Nation irgend einer mehr hinzugefügt als er?

An einem der Großen hat Maximilian Harden sich erzogen. In seinen unruhigsten Stunden — nicht in seinen besten: in ihnen ist er sich nur des Wortes bewußt, ist er so sehr Mensch des reinen Wortes, daß er die Menschen der Wirklichkeit, die sein künstliches Gebilde aus Worten angreifen und vor Gericht zerren, genau so wenig verstehen kann, wie ein Romancier die Leute, die er als Vorbilder benutzt hat, und die es ihm übelnehmen —: nicht in seinen besten also, aber in seinen unruhigsten Stunden, wenn die Hände, die das Reich halten, ihm gar zu jämmerlich schwach schienen, wird er das Schicksal gehöhnt haben, das ihn, gerade ihn vom Handeln ausschloß; das ihm verbot, sich auf seinem Instrument zu versuchen. Denn auch er hat das Reich zu seinem Instrument gemacht. Nur in seinem Geiste darf er es spielen, aber er spielt es mit tieferer Leidenschaft als die anderen, mit sachlicherer Sehnsucht, mit seltsamerem Ehrgeiz. Es ist sicher, daß er dieses Instrument liebt, unter seinem Mißbrauch leidet, es siegreich gehandhabt sehen möchte. Es ist auch sicher, daß er es mit keinem andern vertauschen wollte noch könnte. Wer ihn für einen Komödianten und Eitelkeit und Geldgier für seine wichtigsten Eigenschaften hält, müßte folgern, daß Harden, nun sein Patriotismus unbelohnt bleibt und verfolgt wird, eine andere Rolle ergreifen, seine Begierden anders sättigen werde; daß er vor allem dem Gefängnis, diesem möglichen Ruin, ausweichen werde. Aber jeder fühlt, daß der Mann solche Stilwidrigkeit nie begehen kann. Um seiner selbst willen kommt er nicht los von der Sache, die ihm öffentlich nützlich scheint. Wie er geworden ist, muß er, ähnlich darin seinem Helden, um der eigenen Größe willen die Größe des Reiches wollen. Ein, mit seinem Wissen, ihr schädliches Unternehmen wäre Verrat an ihm selbst und innerer Ruin: schlimmer als der im Kerker drohende.

Der Rest der aufgeworfenen Fragen stellt

nicht ihn in Frage, sondern das Land, wo es heute noch so liegt, daß ein auf dem Boden großer Aktionen drängendes Talent nicht den herrschaftlichen Aufgang nehmen kann, sondern durch Schlafzimmer und schlecht riechende Nebenräume schleichen muß, um bestenfalls in einen Gerichtssaal zu gelangen. Wünscht die Presse, daß es so bleibe, daß dies das Höchste bleibe, was einem der ihren erreichbar ist? Dann steht sie auf der richtigen Seite. Aber sie wird sich besinnen. Denn trotz allem ist auch sie ein Instrument des Geistes und muß bemerken, daß hier durch einen, der sie oft unnütz gekränkt hat, endlich doch der in Deutschland, wie nirgends sonst, zur Untätigkeit verdammte Geist gerächt wird. Wir sind nicht Frankreich; die Geschichte des Geistes ist bei uns nicht eins mit der Geschichte der Tat; und keine Namen gehören uns, die ein vom Geist belebtes und geführtes Volk beschwören, gleich den Namen Voltaire, Lamartine, Zola. Wenn dennoch einmal unser Tag kommt, auch unserer: wenn der Geist Macht erlangt haben wird über die adeligen Faustmenschen, deren überlebte Herrschaft uns vor Europa täglich tiefer schändet, dann wird Maximilian Harden sein Denkmal empfangen, und die Presse wird es ihm setzen. Sie möge voraussehen! Sie möge sich eines bedeutenden Augenblickes würdig zeigen!

Heinrich Mann.

Ich achte in Harden seinen Mut, seine Amoralität und seinen Fleiß. In diesen dreien hat er zur Stunde in Deutschland seinesgleichen nicht.

Es widerstand mir, für einen Mann, dessen ich täglich dankbar gedenken muß, öffentlich auszusagen. Ich hole es gerne nach, da ich sehe, mit welcher Erbitterung auf der andern Seite gegen ihn gekämpft wird.

Herbert Eulenberg.

Wie kann man über einen Harden so kleinlich urteilen und seine fröhliche Jahresbilanz der „Zukunft“ — das ist doch wohl das „Privatinteresse“ — zur schnöden Subtraktion beim Fixieren seiner öffentlichen literarischen Ehrenquote ausbeuten! Aber so sind Ehrenmänner. Je gelber der Neid, so falscher der Schluß. Deutschland war nie übermäßig reich an politischen Publizisten und temperamentvollen Kulturkauseuren, die mit Begabung, Mut und Geschick mitten im Wirbel der Ereignisse und Meinungen eine bedeutende Selbstlosigkeit entfalteten und jahrelang immer wieder zur Geltung brachten. Wir haben darum alle Ursache, Maximilian Harden mitsamt den Schwächen und Aergernissen seiner Stärke nur anständig zu bewerten. Die Kurve seiner Leistung und Laufbahn hat etwas Großzügiges. Es ist doch schließlich kein bloßes stilistisches Taschenspielerkunststück, heute auf sich gestellt in Deutschland ein wirklich epochemachender Journalist zu werden.

Harden kommt mir vor wie ein kühner und gewandter Ulan auf dem Felde des zeitkritischen Polemos, und wenn er mal mit Stachel und Sporn lossaust, so treffen die Stöße seiner blitzenden Lanze mitunter verblüffend gut oder böse — je nachdem. Dann schießt er, wütend attackiert, auch noch sein Pistol ab und sprengt, ehe sich Rauch und Staub verzogen haben, mit einer boshaft mokanten Grazie, die die feinste, verhaßteste und verräterischste Gebärde seines quälend überlegenen, bis zur Misanthropie mürrisch-reizbaren Geistes ist, seiner, soviel ich weiß, leider nur im Grune-, nicht Sachsenwald belegenen Villa zu.

Karl Henckell.

Mensch unter Menschen.

Betrachtungen von August Strindberg.

Meine Karikatur.

Menschen treten oft in unserm Leben auf, als seien sie geschickt; man erfährt nicht, warum sie in unser Schicksal eingreifen; sie wissen es vielleicht selber nicht. Als ich ein junger Mann war, von dem man sich eine Zukunft versprach, ohne daß ich schon etwas geleistet hatte, erhielt ich als Kameraden in meiner Stellung einen Menschen, der mir sofort antipathisch war. Auch er haßte mich gleich. Aber

er suchte mich auf, nötigte mich zum Trinken, obwohl ich mich nicht gerade bitten ließ. Er trank furchtbar. Oft glaubte ich, er wollte mich tot saufen. Im Rausch ging er immer auf meine Person ein, schmeichelte und krittelte; trat wie ein Charlatan auf, der vorgab mein Schicksal zu kennen, sagte voraus und verkündigte. Dies zog mich bald an, bald stieß es mich ab. Schließlich beschimpfte er mich in Gesellschaft beim Rausch. Nannte mich Humbug, aus dem nichts werden würde. Ich war damals meines Berufes mir vollbewußt; von der Beschimpfung gereizt, mit der scheinbaren Kraft des Rausches legte ich ein übermütiges Versprechen beim Weihtrunk ab: daß ich „groß" werden würde. Da geriet der Mann in Wut und schwur bei der Hölle, ich würde nicht „groß" werden.

Dann trennten sich unsere Wege. Kameraden merkten es und fragten: Verkehrst du nicht mehr mit deiner Karikatur? — Was soll das heißen? — Sein Gesicht war eine wirkliche Karikatur des deinen. — Und so war es.

Einige Jahre später schlug ich durch. Ich will mich erinnern, daß meine Gedanken damals zu dem Geheimnisvollen, der sich für mein Schicksal interessierte, zurückgingen.

Etwas später erfuhr ich, daß der Mann gestorben sei, mit siebenundzwanzig Jahren und unter eigentümlichen Umständen. Er stand auf einem Berg am Mittsommerabend und sah in die Sonne, als der Schlag ihn rührte. — Er zersprang wie der Troll beim Sonnenlicht! sagte ich scherzend.

Er sah aus wie ein Hunne oder ein Totenkopf; war im siebenten Monat der Mutter geboren; war auf Watte in der Nische des Kachelofens gerettet worden. Aber das erklärt doch nichts?

*

Böse und Gute.

Der Schüler fragte:

— Besteht ein so großer Unterschied zwischen den Menschen?

Der Lehrer antwortete:

— Ja und nein! Aber ein sicheres Zeichen des bösen Menschen ist: er tut das Böse des Bösen wegen. Das ist der Boshafte; das ist der krittlige Lehrer, der harte Hausherr. Das ist das Kind, das seine Mutter quält, indem es alles ausforscht, was ihr zuwider ist. Das ist das böse Weib, die Furie, die mit Genuß einen Mann, der ihr nur wohlwill, quält und erniedrigt. In den Kämpfen des Lebens ist es recht menschlich, daß man sich freut, wenn ein Feind geschlagen wird. Auf allen Schlachtfeldern hat man Gott für den Sieg gedankt. Das ist etwas anderes!

Sieht man, wie der Uebermütige von Unglück getroffen wird, so freut man sich, daß es Gerechtigkeit gibt. Sieht man, wie der Boshafte gestraft wird, empfindet man eine Genugtuung, daß das Gleichgewicht wiederhergestellt ist. Das ist doch etwas!

Wer sich aber über jede böse Handlung freut, die er selber nicht hat begehen brauchen; wer triumphiert, wenn der Verbrecher seiner Strafe entrinnt; wer über das Unglück eines guten Menschen grinst; wer leidet, wenn das Gute und Verdienstvolle belohnt wird — das ist ein böser Mensch. Wer rief, man solle den Mörder Barrabas freilassen, und ihm vielleicht ein Gelage gab, das war ein böser Mensch.

Aus der schwedischen Handschrift übersetzt von Emil Schering.

Politische Glossen.

Klopstock hat warnend gesagt, wir Deutsche seien zu gerecht. Sein Werk ist vergessen, aber dies eine Wort wird noch oft zitiert, denn für schmeichelhafte Aeußerungen seiner großen Männer hat jedes Volk ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Indessen, die Mahnung: „Sei nicht zu gerecht!" ist weder sittlich noch klug; wir werden vielmehr gut tun, auch fernerhin so gerecht zu sein wie nur irgend möglich. Einstweilen sind wir nicht zu gerecht, wir sind voreilig. Was wir eitel unseren Gerechtigkeitssinn nennen, ist meist nur schlechte Information, Mangel an Fleiß. Beispiele: die Burenschwärmerei und der Moltketaumel.

*

Herr von Bethmann-Hollweg hat eine Rede an die Arbeiter gehalten und ihnen Nüchtern-

heit und Gottesfurcht empfohlen. Warum so pastoral? Das Moralische versteht sich immer von selbst. Und warum muß eine ganze Versammlung sich bieten lassen, was jeder einzelne sich sehr energisch verbitten würde? Die Arbeiter erwarteten von dem Minister eine politische Darlegung, keine Fastenpredigt. Immer hübsch nüchtern, liebe Exzellenz!

*

Als der Vizeadmiral von Ahlefeld seinen Posten als Stationschef in Wilhelmshaven antrat, machte er die üblichen Besuche, unter anderen auch bei einem Marinebaumeister. Als er aber nachträglich erfuhr, daß der Marinebaumeister vor kurzem eine Forderung abgelehnt habe und infolgedessen seiner Charge als Reserveoffizier verlustig erklärt worden sei, ersuchte er ihn, seinen Besuch als nicht erfolgt anzusehen. Daraus ergibt sich für unseren Ehrenkodex eine neue Regel, die jeder Vater seinem Sohne einprägen möge: Der Normalmensch der höheren Klassen darf nichts zurücknehmen, nur seine Visitenkarte.

*

Ein Kardinal hat einen Professor gemaßregelt. Ein Konsistorium hat einen Pfarrer gemaßregelt. Beiden Behörden sei das Bibelwort empfohlen: „Die Wahrheit wird euch frei machen!“ (Joh. 8, 32.) Wir aber, die Objekte der kirchenbehördlichen Fürsorge, wollen, um uns vor Ueberhebung zu schützen, von Zeit zu Zeit in stillen Abendstunden Nathan den Weisen lesen.

Eduard Goldbeck.

Ein Geschäftsgeheimnis der Staatsanwaltschaft.

Wenn der Mensch in Leidenschaft gerät, kann es vorkommen, daß er einmal ausplaudert, was man sonst wohl denkt und tut, aber doch nicht sagt. Der Anlaß, weshalb neulich eines Staatsanwalts Blut zu Halle an der Saale, dem lieblichen Sitz der Alma Mater Friderciana, in Wallung geriet, ist unerheblich. Er mag sogar edel gewesen sein. Es kam dem Herrn darauf an, die Studiosen, deren Ehre so leicht verletzt ist, vor dem dummen Ding, der Pistole, zu warnen. Als Stätte seiner Beredsamkeit wählte er den Gerichtssaal bei einer Hauptverhandlung gegen einen Studenten, der den Gegner im Zweikampf mit tödlichen Waffen einer Kleinigkeit wegen erschossen hatte.

Soweit gut und recht. Aber dem Rufer im Streit genügte die einfache Mahnung nicht. Als Mann des Strafrechts scheint ihm erst die lex plus quam perfecta vollkommen. Zur Mahnung muß er die Strafdrohung fügen. Und da verkündet er nicht nur, daß er bei Pistolenkisten in Zukunft immer hohe Strafen beantragen wird, sondern er wird auch fortan beim Strafverfahren wegen eines Pistolenzweikampfs unnachsichtlich die Untersuchungshaft beantragen. (Beantragen heißt hier so viel, wie verhängen; denn der Richter, der der Form wegen den Beschluß über die Anordnung der Untersuchungshaft unterschreiben muß, pflegt den Antrag der Staatsanwaltschaft nicht abzulehnen.) Aber Herr Staatsanwalt! Wissen Sie denn nicht, daß Untersuchungshaft keine Strafe ist! Wissen Sie denn nicht, daß sie nur verhängt werden darf, wenn Fluchtverdacht oder Gefahr der Beeinflussung von Zeugen und der Beseitigung von Beweismitteln vorliegt!

Die öffentliche Meinung findet seit lange, daß mit dem Verhängen der Untersuchungshaft Mißbrauch getrieben wird. Vor zwei Jahren tagte eine Kommission für die Reform des Strafprozesses. Die Regierung hatte lauter Leute hineinberufen, die möglichst wenig novarum rerum cupidi waren, aber auch diese Herren erkannten an, daß mit der Untersuchungshaft Mißbrauch getrieben wird, das aber verhindert werden muß.

Daß die Untersuchungshaft benutzt wurde, um einem Uebeltäter vorläufig einen kleinen Denkzettel zu geben, ohne daß erst das geordnete Strafverfahren abgewartet zu werden brauchte, das leider unser Jahrhundert zum Schutz des einzelnen gegen wohlmeinende staatliche Willkür eingeführt hat, man konnte sich's

manchmal denken. Aber es war doch nicht recht zu beweisen, denn im Antrag der Staatsanwaltschaft und im Haftbeschluß stand immer schwarz auf weiß etwas vom Fluchtverdacht oder von den Tatsachen, aus denen zu schließen ist, daß der Angeschuldigte Spuren der Tat vernichten, oder daß er Zeugen oder Mitschuldige zu einer falschen Aussage oder dazu verleiten werde, sich der Zeugnispflicht zu entziehen. Hier hat nun einmal einer, der's wissen muß, verraten, wie's gemacht wird. Es wird der Mühe wert sein, sich den Fall zu merken, in dem ein Staatsanwalt aus der Schule geplaudert hat. S. F.

Der Salon der Kaiserin.

Von Truth.

Noch immer saß Maja Rintelmann wie betäubt da. Seit einer Viertelstunde hatte sie den Brief gelesen, hatten ihre Augen die drei braunen Scheine betrachtet — seit einer Viertelstunde wiederholte sie sich fast wie im Halbschlaf die Schlußworte des Schreibens: „. . . und indem wir Sie, geehrtes Fräulein Rintelmann, ganz besonders beglückwünschen, daß es Ihrer Kunst und Ihrem Talent gelungen, den ersten Preis zu gewinnen, erlauben wir uns beifolgend die Summe von 3000 Mk. Ihnen einzulegen, welche Sie mit Ihrer Novelle „Die goldene Harfe" gewonnen haben. Hoffend, daß wir weiteren Einsendungen aus Ihrer werten Feder für unsere Zeitschrift entgegensehen können, zeichnen wir

hochachtungsvoll

der Verlag der „Woche",

August Scherl G. m. b. H., Berlin SW."

Noch einmal hatte Maja dies stammelnd durchlesen — dann faßte sie, wie um sich der Wahrheit zu vergewissern, prüfend die Geldscheine an. Es war kein Traum — 3000 Mark waren ihr in den Schoß gefallen. Für eine kleine Arbeit, die sie im letzten Sommer in Heringsdorf am Strande des ewigen Meeres unter dem Eindruck der Bekanntschaft von Cora Randfontain, der gottbegnadeten, weltberühmten Sängerin, deren intime Freundin sie geworden war, geschrieben hatte. Dreitausend Mark! Ein kleines Vermögen gehörte nun ihr — mehr noch, ein unverhofftes Gnadengeschenk des Himmels, das ihr regenbogenartig eine Brücke in ein heißersehntes Zauberland bauen sollte. Noch gestern hatte sie Coras Einladung, die sie bat nach Paris zu kommen, das Weihnachtsfest dort mit ihr zu verleben und gleichzeitig Trauzeugin bei ihrer Vermählung mit Ronald F. Sherry, dem amerikanischen Milliardär, zu sein, bitteren Herzens ablehnen müssen. Wie konnte Maja, die sich von dem täglichen Zeilenlohn ihrer kleinen Arbeiten für Tagesblätter ernährte, und die sich ab und zu nur eine kleine Erholungsreise in ein Ostseebad oder ein Thüringer Nest gestatten durfte, daran denken, die Seinestadt besuchen zu können, dort jener Hochzeit beizuwohnen, die, wie ihr die Künstlerin schrieb, und wie diesem Briefe beiliegende Ausschnitte aus dem Gaulois und dem Figaro bezeugten, ein Ereignis ersten Ranges in der Madeleine zu werden versprach, bei dem tout Paris sich einfinden sollte. Cora, die Reiche, Glückliche, hatte in schmeichelnden, liebenswürdigen Worten gebeten, doch ja diesem Feste, das für Maja eine Einführung in eine bisher unbekannte Welt des Luxus bedeuten würde, beizuwohnen. Sie hatte ihr die Liebenswürdigkeit, die Eleganz, den Zauber und Charm verschiedener Pariser Tagesgrößen und Mondänen, den Chick und die Smartneß der tonangebenden Persönlichkeiten der amerikanischen Kolonie geschildert. Ein berauschender Hauch, ein goldener Traum von Reichtum und Glanz war aus diesem lockenden Bilde vor der armen Maja aufgestiegen, die den vergangenen Sommer ungläubig all den Erzählungen der Sängerin über ihr Leben, ihre Freunde, den Glanz ihres Daseins, die Pracht ihrer Toiletten gelauscht hatte. — Gab es wirklich Menschen, die Perlenschnüre im Werte von Hunderttausenden trugen? die sich in Pelze kleideten, welche das Jahreseinkommen von preußischen Ministern überstiegen! — Lag es wirklich im Bereich der Wahrheit, daß zu einem Festabend die Blumenausschmückung einer einzigen Tafel eine Summe verschlang, welche genügte, einer Oberlehrerfamilie von zehn Köpfen ein auskömmliches Jahreseinkommen zu schaffen! Maja hatte mit Bitternis noch gestern abend diese Einladung abgeschrieben, sie nach jenem von Cora Randfontain bewohnten koketten Schlößchen im Park Monceau gesandt, und hatte sich in ihr nur kärglich geheiztes Pensionszimmer wieder frierend hingesetzt, um über Wohltätigkeits-Veranstaltungen, Konzertpremieren, Modesalons usw. mehrere kleine Artikel zu schreiben. — Sie hatte diese absichtlich ausgedehnt — sie wollte Geld machen. Warum den Verlegern 20 Mk. schenken?! Auch wenn der Stil dadurch verlangsamt, die

Arbeit breiter, langweiliger geworden; dann hatte sie diese Epistel dem Verleger zugestellt. Entschieden war sie etwas befriedigter. Fünfzig Mark hatte sie nun doch aus diesen kleinen Artikeln herausgeschunden — und war zu Bett gegangen, nachdem sie ihr kümmerliches Abendbrot — eine aufgewärmte Tasse Tee und einen alten Pfannkuchen, den ihr das Pensionsfräulein vom Kaffee aufgehoben hatte — verzehrt. — Dann war sie eingeschlafen. Die ganze Nacht hatte sie von Paris geträumt — von der Madeleine! Oder vielmehr sie hatte eine ungewisse traumhafte Vorstellung von der ihr unbekannten französischen Kirche. Sie sah sich in einem weiten Dome im feierlichen Kerzenglanz, hörte die Orgel rauschen, die Chöre singen, den Priester sprechen — sie sah ihre schöne Freundin mit den weltberühmten Brillanten, die ihr einst ein französischer Thronerbe geschenkt, am Altare knien, an der Seite eines hohen schlanken Mannes, dessen Antlitz Maja nicht sehen konnte. Dann plötzlich fühlte Maja sich an den Altar gezogen, man schmückte *sie* mit köstlichen Brillanten, man setzte ihr eine goldene Krone aufs Haupt — aber dann war es nicht die Madeleine, die Maja erträumte, sondern die Notre Dame, so wie Maja sie aus den Illustrationen in Victor Hugos Romanen kannte. — Plötzlich aber schien ein fürchterliches Wesen sie vom Altare zu stoßen — sie kannte es — es war Quasimodo, der sie wütend bedrohte. — Maja wollte schreien, als er ihr den köstlichen Schmuck entriß — da war sie entsetzt aufgewacht. Ein lautes Pochen an ihrer Tür hatte sie ganz in die Wirklichkeit zurückgerissen!

„Ein eingeschriebener Brief!“ hatte das Pensions-Stubenmädchen in ihr Zimmer gerufen. Maja war erschrocken aufgewacht. Ein eingeschriebener Brief? — Das konnte nur eine Mahnung sein. Im Geiste ließ sie alle ihre kleinen Schulden Revue passieren — Gott sei Dank, es waren alles nur geringe Summen. Drüben bei der Handschuhverkäuferin war sie ein Paar Handschuhe schuldig geblieben, beim Konditor ein halbes Pfund Schokolade, beim Bäcker einen Napfkuchen — aber darum schrieb wohl keiner einen rekommandierten Brief. Sie hatte dann etwas beklommen, aber doch beruhigt, die Tür geöffnet und hatte den Brief entgegengenommen. Schon die gedruckte, den Absender verkündende Aufschrift der „Woche“ hatte sie außerordentlich beruhigt, und dann hatte sie den Inhalt gelesen — und nun saß sie noch und konnte ihr Glück nicht fassen.

Aber nun mußte sie vernünftig sein! Es galt keine Zeit zu verlieren. Geschwind sich anziehen, telegraphieren, daß sie doch noch kommen wollte — —. Zehn Minuten später stand sie im Telegraphenamt, wechselte sie voll stolzer Freude den ersten Tausendmarkschein am Schalter. — Ein Telegramm für fünf Mark kündete Cora Randfontain den Besuch der jungen Schriftstellerin — dann ging Maja weiter. — Eine Viertelstunde später hatte sie das nächstliegende Warenhaus erreicht, war sie Besitzerin eines weißen Libertyseidenkleides, eines zu diesem prachtvoll stimmenden metalldurchwirkten Tüllschals und eines Paar silberner Schuhe — dazu wählte sie eine Garnitur verlorener Parmaveilchen. Sie wollte „malerisch“ kommen — sie wußte, daß sie mit den von Pariser Schneidern gekleideten Mondänen doch nicht konkurrieren konnte — darum sollte ein einfaches, ideales Gewand sie schmücken. Sie wollte schön sein, und sie wußte, sie war es nun auch. —

Wie bezaubert starrte sie in den Spiegel, vor dem die geschäftige Verkäuferin sie in die weichen, fließenden Stoffe hüllte — wie eine Braut, strahlend und siegesgewiß sah sie aus — wie ein keuscher Traum legte sich der weiße faltige Stoff um ihre schlanke Erscheinung. Wie Queen Mabs Zauberschleier umfloß der silberne Stoff verklärend Hals, Schultern und Busen. Maja konnte gar nicht glauben, daß diese hohe Gestalt, in deren dunklem Haar der violette Kranz in mattem Scheine strahlte, dieselbe kleine unscheinbare Schriftstellerin war, die im dunklen Gewand von Redaktion zu Redaktion strich, um ihre kleinen Arbeiten an den Meistbietenden zu bringen.

„Haben das gnädige Fräulein sonst noch Befehle?“

Ach ja, es fiel Maja noch ein, sie mußte doch ihrer berühmten Freundin auch ein Geschenk machen. Aber was Cora Randfontain, der australischen Nachtigall, darbieten, die auf dem Siegeszuge ihrer Karriere in zwei Welten Lorbeeren und Gold, Ehre und Diamanten von den Mächtigsten und Reichsten erhalten, und die heute ihre Laufbahn damit krönte, daß der Chef des größten amerikanischen Eisenbahnmagnatenhauses Cora zum Weibe begehrte. — Aber war nicht Weihnachten — und war jene reiche Frau nicht eine Künstlerin? — Hatte sie, die einst in dem kleinen pommerschen Badeort Ruhe und Erholung gefunden — die glücklich gewesen war, wenn Maja ihr einen Erikakranz ins goldene Haar geflochten — die sich in Heringsdorf statt mit Diamanten mit Bernstein geschmückt und froh gewesen bei dicker Milch und Heidelbeeren, und die Flundern über Sterletts gestellt — diese Frau, die im Winterpalast vor dem Zaren geglänzt, die in Sandringham gesungen — hatte sie nicht oft gesagt: „Einen Wunsch habe ich nur — einmal einen deutschen Weihnachten mitzu-

machen". Das war's! Das konnte die kleine Schriftstellerin ihr schenken. Am 1. Januar sollte die Hochzeit sein — heute schrieb man den 17. Dezember. Maja konnte durch des Schicksals Gunst die Festwoche in Paris verleben — da wollte sie der Freundin ein deutsches Weihnachtsfest bereiten! Die Königin des Gesanges, die zukünftige Milliardärin sollte den Zauber eines deutschen Christfestes kennen lernen. „Ich werde ihr einen Weihnachtsbaum schenken."

„Sagen Sie Fräulein, bei Ihnen gibt es ja wohl alles," wandte sich Maja an die Verkäuferin. „Kann ich hier auch einen Weihnachtsbaum kaufen — einen frischen, lebenden, mit Aepfeln, Nüssen, Kerzen, Lametta und anderem Schmuck?"

„Einen fertigen wohl kaum," gab die Angestellte zur Antwort, „aber wenn gnädiges Fräulein wünschen, so können wir auf ein Sammelbuch die verschiedenen, dazu gehörigen Sachen kaufen und sie verpacken lassen. Den Baum selbst muß gnädiges Fräulein freilich extra kaufen — am besten wohl am Gendarmenmarkt."

Nach einer halben Stunde kehrte Maja mit einem wohlverpackten Weihnachtsbaum, einem großen Paket Aepfel, Nüsse, Lametta, Wachskerzen, Papierketten — ihrem Libertykleid und all den anderen Schätzen in ihre Pension zurück. — Dann packte sie ihr bescheidenes Köfferchen und eilte zum Reisebureau.

„Ein Billett II. Klasse nach Paris, Schlafwagen." Stammelnd bestellte sie's am Schalter.

„Wird schwer gehen, denn heute kommt der Petersburger Zug durch; Großfürst Gregor hat für sich und seine Suite alles belegt," raunte ein im Hintergrunde Beschäftigter dem Billettverkäufer zu. „Halt, doch, es läßt sich machen, ein halbes Coupé, hier."

Maja zahlte zitternd die geforderte Summe und eilte, das Billett wie einen Freipaß zum Elysium an sich pressend, ihrem bescheidenen Heime zu. — Wenn sie doch die Stunden antreiben könnte! Wenn es doch endlich elf Uhr würde! Immer wieder setzte sie sich den Veilchenkranz auf, legte den schimmernden Stoff um Hals und Nacken, probierte die entzückenden silberglänzenden Schuhe an. Die Besitzerin des Pensionats mußte sie bewundern, auch das kleine Dienstmädchen stand stumm und starr ob so viel ungewohnten Glanzes in dem kleinen Hinterzimmerchen. — Man war einig, daß ein großes Glück über Fräulein Maja Rintelmann gekommen — man pries sich glücklich, daß diese nun so berühmte Schriftstellerin in der kleinen Pension wohnte — man bat sie auch, nach der Rückkehr aus Paris nicht untreu zu werden, und schließlich war man sich darüber einig, daß August Scherl doch ein Stück Vorsehung für die großen Schriftsteller im allgemeinen, für Maja Rintelmann aber im besonderen sei. — Maja ließ sich noch etwas Kamillentee kochen, packte ihr Köfferchen und als es endlich ½11 Uhr wurde, fuhr sie zum Anhalter Bahnhof. —

Nun saß sie in dem Coupé — der Zug sauste mit ihr in die Dunkelheit hinaus. — Sie spürte Hunger — warum hatte sie nichts mitgenommen? Ob hier wohl etwas im Zuge zu bekommen wäre? Sie klingelte — der Steward, der das Bett herrichten wollte, verneinte die Frage nach einer warmen Erfrischung — aber ein paar trockene Brötchen würde er besorgen. Heißhungrig verschlang Maja dieselben, nachdem er sie ihr gebracht. — Da wurde in dem Gang ein köstlich arrangierter Teetisch vorübergetragen — schweres goldenes Teegeschirr — Becher mit prachtvollen Edelsteinen montiert — auf köstlichem Sevres waren kleine Geflügelpasteten serviert. In geschliffenen Kristallschalen funkelte der Wein. —

„Schnell, beeilt euch, Seine Kaiserliche Hoheit der Großfürst wartet!" Aha, der Großfürst! Maja fielen die Worte des Billettverkäufers ein. Wie gut es doch diese hochgeborenen Herrschaften hatten — selbst auf der Reise waren sie umgeben von kaiserlichem Luxus. Dann sah sie plötzlich einen hochgewachsenen Mann über den Korridor gehen — „der Großfürst", flüsterte ihr der Steward zu. Maja hatte neugierig den Vorübergehenden angesehen — sie mußte sich gestehen, er war schön — und sah gar nicht so blutgierig aus, wie die Zeitungen die männlichen Mitglieder der kaiserlichen Familie schilderten.

Gegen Mittag lief der Zug in Paris ein. Wenige Minuten später stand Maja auf dem Nordbahnhof. — Ein Wagen war nicht zu erreichen, da sie zu ihrem Schrecken vernahm, daß man einen Omnibus für das Gepäck vorher bestellen mußte. Ratlos fror sie neben ihrem Köfferchen — auch der Name eines Hotels war ihr unbekannt. Wohin sich wenden? Vis-à-vis vom Bahnhofe las sie verschiedene Gasthausnamen, doch machten dieselben einen wenig vertrauenerweckenden Eindruck.

„Où est donc la Voiture du Continental?" hörte sie plötzlich in nachlässigem Tone sprechen und mit leichtem „Pardon" einen Herrn, mit langsamem Riesenschritt einfach über ihr Köfferchen hinwegschreitend, in einen nun haltenden Landauer steigen. — Maja sah ihm empört nach, aber ihr Zorn legte sich, als sie ein amüsierter Blick aus diesem aristokratisch stolz geschnittenen Männerantlitz traf, in dem sie den Großfürsten Gregor erkannte. Wie einer

Erscheinung starrte sie ihm nach, den der Landauer rasch entführte, während eine Gruppe von Herren mit einem verwachsenen Diener, die ehrerbietig vor dem Dahinschreitenden sich verneigten, Platz in einem Omnibus suchten, der die Ueberschrift „Hotel Continental" trug. Der Kondukteur des Omnibusses, der Maja vielleicht als dazugehörig vermutete, fragte sie höflich, ob sie nicht auch einsteigen wolle. Rasch entschlossen nickte Maja, ihr Köfferchen wurde auf das Deck des schweren Gefährts geschafft — rasselnd fiel die Tür hinter ihr zu. —

Nun fuhr der Wagen langsam durch die Pariser Straßen — in Sonnenglanz lag die Weltstadt vor ihr, aber Maja hatte keinen Sinn dafür. Sie dachte nur an den Großfürsten und fühlte sich äußerst glücklich in der Umgebung der drei sehr eleganten Herren, welche lächelnd inzwischen von „Ihm" sprachen, von der raschen Flucht nach Paris, um dem Weihnachtsfest im Annitschkopalais zu entgehen, und das alles für eine „nouvelle Bêtise". Nur der buckelige Diener erschien Maja wie ein lebend gewordener Alpdruck, der sie an ihr nächtliches Traumbild erinnerte. Aber dies Unbehagen schwand bald vor dem rätselhaften Etwas, das sie entzückte! Ein berauschender Zauber stieg in ihr auf, umschwebte diese Gestalten, die rund um sie in dem rasselnden Gefährt saßen. — Eine internationale Eleganz, der Hauch von raffiniertestem Geschmack, der Abglanz einer guten Rasse lag auf diesen Männern. Sie wußte es sich nicht zu erklären, worin der Reiz bestand, der von ihnen ausging. War es nun der Glanz der schimmernden grauen Perle, die der nächst ihr Sitzende, ein älterer Herr mit langen Bartkotteletts, in seinem grauen Schlips trug, waren es die blendend weißen Manschetten, die aus dem otternverbrämten Pelze des zweiten herausglänzten — war es vielleicht der pfaublau seidene Skarf des etwas melancholisch dreinblickenden dritten? — Maja wußte es nicht zu entscheiden — sie kannte sich nicht wieder, sie, die unzählige Stunden auf der Redaktion mit den Zeitungsgewaltigen verbrachte, die zu den Empfangsabenden ihres kleinen literarischen Klubs ging und dort nur gezwungen mit Herren verkehrte — sie, die den Freunden ihrer Brüder, welche die stille Pfarre, ihr Vaterhaus, oft mit ihrem Besuche erfüllten, stets unliebenswürdig begegnet war, und denen sie stets ein gleichgültiges, fast feindliches Empfinden dokumentiert hatte — sie fühlte sich fast wehrlos einem berückenden Zauber ausgeliefert. — Paris, auf das sie sich gefreut, das sie ersehnt in langen Jahren ihrer kleinen Schriftstellerlaufbahn — in dem sie eine Fundgrube von Anregung für ihren Beruf erhofft — Paris erschien ihr gleichgültig. Sie blickte kaum zum Fenster hinaus auf die belebten Straßen, auf die geputzten Menschen, die in ihnen auf und ab wogten. Sie fühlte sich glücklich in ihrer Umgebung, sie wollte jede Raddrehung hemmen, um nur die Zeit des Zusammenseins mit ihren Gefährten zu verlängern. Selbst den Buckligen fürchtete sie nicht mehr. Auch die Hochzeit, die Freundin, der eigentliche Grund ihrer Reise nach Paris war vergessen. Maja hatte nur einen Gedanken: die Minuten der gemeinschaftlichen Fahrt zu verlängern, — vielleicht sprächen sie näheres von i h m. — —

Rasselnd fuhr der Wagen in den gewölbten Toreingang des Hotel Continental, nun in einer eleganten Schleife um den Hof biegend. Der Portier half zuerst dienstbeflissen den Herren aus der großen nun haltenden Viktoria heraus, dann wurde Maja aus dem Wagen gezogen. — Die Herren eilten dann sofort mit tiefer Verbeugung auf den Insassen des ersten Wagens zu. Maja erzitterte, als sie plötzlich den flüchtigen Blick des stolzen Mannes auf sich ruhen fühlte, als er an einem sich tief verneigenden Direktor nun zur Freitreppe hinaufgeführt wurde. — Wieder blickte Maja ihm traumverloren nach — auf die Wirklichkeit sich besinnend, als ein junger Mann äußerst kühl Maja nach ihren Wünschen, Zimmer betreffend, fragte und ihr mitteilte, daß alles besetzt — vielleicht im „Meurice", dem Hotel nicht weit ab? Nein, sie wollte hier bleiben — mit ihm unter einem Dache sein. —

„Haben Sie gar nichts?" klang es sehr gedrückt.

„Alles besetzt, es sei denn — ich hätte allerdings ein Appartement — aber 250 Frcs. pro Tag."

Maja sah diesen Augenblick, wie der Großfürst mit seiner Begleitung sich der Haupttreppe zuwandte, über die Balustrade des Vestibüls hinab zum cour d'honneur sich neigte, er blickte sich noch einmal nachlässig — sie wußte nicht, ob nach ihr — um — und sie sah in ein Paar große, funkelnde braune Augen. Sie sah diesen Antoniuskopf, eines römischen Imperators würdig. — Sie wußte, dieser Mann wohnt in diesem Hotel. — Sie mußte hier bleiben — koste es, was es wolle — und die Gewinnerin des 3000 Mark-Preisausschreibens der „Woche" sagte großartig: „Ich akzeptiere die Wohnung zu 250 Frcs." — Und mit plötzlich außerordentlicher Zuvorkommenheit führte der Hotelangestellte sie zum Lift, der Maja in die erste Etage trug.

„Erlauben Sie, daß ich vorgehe — rasch rasch die Zimmer 140—143 — schnell."

Der angeherrschte Etagenkellner öffnete die

Tür. Maja trat in einen großen, mit goldgelbem Atlas ausgestatteten Salon, hierneben schloß sich das Schlafzimmer und Bad an.

„Es ist das Appartement der Kaiserin Eugenie, die es vor einigen Minuten verlassen, um nach Mentone zu reisen. Wenn Madame sich an das Fenster bemühen wollten und in den Tuileriengarten hinabschauen — dort die alte Dame mit dem greisen Kammerdiener, sie kann sich von den Tuilerien nicht trennen. — Haben Sie sonst noch Befehle? — Die Koffer werden sogleich erscheinen."

„Eine Nachricht muß ich einer Dame zugehen lassen."

„Ich werde gleich darauf warten."

Maja meldete Cora Randfontain ihre Ankunft und erbat ihren Besuch für den Abend!

Der Koffer wurde gebracht.

Nun saß Maja in dem großen gelben Gemach, dessen schimmernde Boulemöbel im Verein mit den glänzenden Stoffen für die kleine Schriftstellerin einen fast überwältigenden Luxus repräsentierten. Die letzten Strahlen der Wintersonne drangen verklärend, gleißend in den weiten Raum und küßten in zauberischem Scheine Kaiserin Eugeniens Bild von Winterhalter, die holdeste aller Fürstinnen in jugendlicher Schönheit und märchenhaftem Schmuck darstellend. Leise, fast auf den Spitzen gehend, trat Maja vor das Bild. — Das war die Frau, die mit ihrem Zauber eine Welt unterjochte — das war die Herrscherin Frankreichs und somit der Welt gewesen — und heute war sie nur das letzte traurige Ueberbleibsel aus einer großen, dahingeschwundenen Welt, die noch einmal — alle Jahre — wie der ewige Jude hier auftauchte, um die Stadt ihrer früheren Triumphe, die Stätte ihres einstigen Glanzes aufzusuchen. Hatte der Hoteldirektor nicht gesagt, die Kaiserin hätte eben erst dieses Gemach verlassen, da sie noch einmal vor ihrer Abreise den Tuileriengarten besuchen will? Wie um mit einem letzten Gruß noch einmal den Altar ihres früheren Glückes zu umfangen. — Maja eilte ans Fenster — da unten, drüben an der Rue de Rivoli lag der Tuileriengarten. Der Ostwind spielte mit den letzten Blättern — nur wenige Menschen eilten durch seine verlassenen Promenaden — und richtig, da, — diese kleine, zusammengekauerte Gestalt, gebückt, am Arme ihres greisen Begleiters — bewacht von dem respektvoll hinter ihr herschreitenden Diener. Das war Eugenie! Maja sah, wie die Gestalt zitternd den Stock hob und einen Halbkreis in der Luft peilte — es war, als ob sie hinüberschauend nach dem Louvre diesen mit ergreifen, berühren wollte in einer letzten Umarmung, einem letzten Gruß — dann sah Maja die Kaiserin langsam, das Haupt schüttelnd und zurückkehrend, den dort haltenden Wagen mit der bescheidenen Reisetasche auf dem Bock besteigen — und dann hatte das Straßengetümmel von Lutezia die einstige Herrin von Paris verschlungen!! Das also war die Kaiserin Eugenie! Wie vergänglich ist das Leben. — Aber doch — schließlich, was fehlte dieser Frau, die aus den kleinen Verhältnissen eines spanischen Edelfräuleins zu dem Kaiserthron emporgestiegen. — Alt muß jeder werden, — seinen Sohn, sein Kind kann auch das Schicksal jedem rauben — und wenn die Gräfin Montijo nicht den Kaiser der Franzosen „gekapert" hätte, was wäre sie dann heute? — Auch heute eine alte Frau — aber das Leben wäre dahingegangen, ohne solch unerhörten Märchentraum verwirklicht zu haben — und sie, die höchstes Glück, fabelhaften Glanz erlebt hat, gehört auch noch der Geschichte, der Unsterblichkeit an. — Die Kaiserin hatte entschieden Glück gehabt. Nur Glück? Maja fiel ein, einst ein Buch über die Fürstin gelesen zu haben, das plötzlich lebendig vor ihre Seele trat. Tausend kleine Züge der außergewöhnlichen Klugheit der Heldin, einer beispiellosen Ausnutzung des Augenblicks traten ihr lebhaft vor die Augen. — Eugenie wäre nie Kaiserin geworden, wenn sie nicht die Stunde genützt hätte. Wer das auch könnte! — „Readiness is all," hatte das Fräulein von Montijo an ihre Schwester, die Herzogin Alby, geschrieben, als sie, wie ein Märchen, geschmückt mit schimmernden Perlen und weißem Samt, sich tief vor dem damaligen Präsidenten der Republik — Louis Napoleon, ihrem späteren Gatten, auf dem Zauberfest in St. Cloud verneigte und jenen unvergeßlichen Eindruck auf den leicht Entzündlichen hervorrief. — Ach ja — jeder Frau, wenn sie schön ist, kann eine Kaiserkrone winken — wenn sie einem Herrscher entgegentritt. —

Langsam, träumend ließ sich Maja in den schimmernden weichen Fauteuil nieder und sah sich in dem Salon der Kaiserin um. — Hier schien plötzlich alles Leben zu gewinnen. — Dort der bronzene Korse schien sie zu grüßen — das Bild der Beauharnais lächelte zu ihr herab — und drüben — die Trauung Eugeniens mit Napoleon III.! — Ja, war das nicht sie selbst — nicht das Bild, das sie im Traume gesehen hatte? War sie nicht in gleicher schimmernder Pracht im Traume heute vor den Traualtar getreten — war, konnte jener Mann, dessen Züge sie nicht erkannte, nicht auch ein Kaiser, ein — — Großfürst sein? — Die Priesterschar, die Orgel, die Menge — alles schien die Verwirklichung ihres Traumbildes, und da — war da nicht auch Quasimodo?! Herr Gott! sie schrie laut auf. —

Er stand ja nun vor ihr, leibhaftig, — zögernd die Tür hinter sich schließend. Aber nein, nun erkannte sie ihn — es war der kleine bucklige Diener der fürstlichen Suite, mit dem sie im Omnibus hierher gefahren.

„Ich bitte um Verzeihung, gnädiges Fräulein, aber ich brauche diesen Salon für heute abend — für wohl jeden Tag, und ich biete Ihnen 3000 Frcs. — hier, für heute abend.“ Die gekrümmte kleine Hand legte die knisternden Scheine hin.

„Ja, mein Gott — was wollen Sie? — Ich verstehe noch immer nicht — —“

„Ich werde Ihnen begreiflich machen. Seine Kaiserliche Hoheit der Großfürst Gregor ist hier in Continental abgestiegen — ist mit seinem Quartier nicht zufrieden; er braucht für eine besondere Gelegenheit heute abend und wohl auch später — diesen Salon — und somit bitte ich Sie, mein Anerbieten anzunehmen.“

Maja erholte sich nur langsam von ihrem Staunen und ließ ihre Blicke noch einmal zu Eugeniens strahlendem Bilde emporschweifen — dann sagte sie: „Ich bin einverstanden! Aber wollen Sie nicht näher erklären, zu welchem Zweck der Großfürst den Salon gebraucht?“

„O, das will ich Ihnen sagen — es soll hier um 7 Uhr ein kleines Fest veranstaltet werden zu Ehren einer Dame. — Darum bitte ich Sie, so schnell wie möglich diesen Salon zu verlassen, da wir die Tafel decken sollen.“

„Sehr gern, — nur da ich den Preis so außerordentlich hoch finde, darf ich wohl auch etwas zur Ausschmückung der Tafel beitragen. — Ich habe vielleicht einen Schmuck hier, der auch den Großfürsten interessieren würde“ — und Maja kniete rasch entschlossen nieder und entnahm dem geöffneten Koffer die Kiste mit dem Weihnachtsbaum. Nun putzte sie diesen so schnell sie es konnte, steckte die Lichte auf, entzündete sie, während der Diener sich vor Staunen nicht zu lassen wußte.

„Das ist eine wundervolle Idee und ich bin überzeugt, das wird dem Herrn Oberhofmarschall und auch dem Großfürsten imponieren. Das akzeptieren wir gerne.“

„O, er ist noch gar nicht fertig! Ich werde Ihnen den Baum in etwa einer halben Stunde vollständig — Sie sehen ja, was ich für Schätze mit mir führe — geputzt vorführen.“

„Gut, der Großfürst wird sowieso in einer Stunde vielleicht sich alles ansehen und dann entscheiden, ob er zufrieden ist oder die Tafel umzuwerfen beliebt. — Bitte, Fräulein, noch einmal — hier sind die 3000 Frcs.“

Eine tiefe Verbeugung — und der Kleine war verschwunden. Er ließ Maja allein, die in höchster Erregung das Zimmer drei-, viermal durchmaß. — Der Salon der Kaiserin — das fühlte sie — brachte ihr Glück. Ihre große Stunde schien gekommen — das Glück schien greifbar nahe. Doch es galt, keine Zeit zu verlieren. — Rasch das Lametta ausgepackt, die Ketten hervorgeholt, Aepfel und Nüsse angehängt und dann den Baum auf den Tisch gestellt. — Doch nun auch die Hauptsache — sich selbst schmücken! — Sie zerrte den Koffer in das anstoßende Gemach. Einen Augenblick blieb die kleine Schriftstellerin wie gebannt stehen. — Ja, konnte es so etwas geben? Konnten hellgrüne Seidenmöbel, Meereswogen gleich, von den Wänden herabrieseln — weiße Spitzenvorhänge wirklich ein goldenes Bett umrauschen und in einer weißen Marmorwanne das Wasser — einem Springbrunnen gleich — sprudeln? — Aber die Zeit drängte. Sie packte das Köfferchen aus, und vor Eugenie Montijos Toilettenspiegel schmückte sich Maja Rintelmann, die kleine Schriftstellerin aus dem obskuren Potsdamerstraßen-Pensionat, zum Empfange des Großfürsten. — Maja hatte gerade den lila Veilchenkranz in ihr dunkles Haar gesteckt, als sie an der Salontür ein leichtes Klopfen hörte, und gleichzeitig schien jemand einzutreten. Sie lauschte am Schlüsselloch ihres Schlafzimmers und öffnete nun leise die Tür — da sah sie, es war kein Irrtum, den Herrn, der so rücksichtslos über ihren Koffer fortgestiegen, langsam und verwunderten Blickes im Salon sich umsehen — Großfürst Gregor!

„N'est il pas un rêve adorable!“ erklang es leise und vergnügt. — Schon wollte er sich befriedigt zurückziehen, als ein Geräusch hinter ihm ihn umschauen ließ. Maja hatte die Tür geöffnet und stand nun — einer Weihnachtsfee vergleichbar vor Großfürst Gregor im Salon der Kaiserin.

„Pardon — millefois, Madame — Mademoiselle — permettez que je me retire —“

„O, nicht doch, Sie stören gar nicht — ich freue mich, wenn ich — wenn Ihnen diese kleine Aufmerksamkeit gefällt.“ Mit einer Kühnheit, die Maja innerlich schaudern machte, war sie ganz nahe an den fremden Mann herangetreten.

„Nicht wahr, ein unnennbarer Zauber geht von einem deutschen Weihnachtsbaum aus.“

Der Großfürst wollte zu dem geschmückten Tannenbaum treten, aber er sah in diese reinen, lieblichen Züge — in diese zitternden, flammenden Augen — sah diesen zarten, mädchenhaften Hals, diese Schultern, die schimmernde weiße Haut, die mit dem Glanz des Libertyatlasses wetteiferte, und dann sagte er langsam: „Ja, mein gnädiges Fräulein, Sie müssen aber — bitte — dieses improvisierte Weihnachtsfest auch

mit mir feiern, Sie dürfen mich nicht verlassen! Einen Augenblick —"

Er klingelte dreimal kurz. Nicht ohne Schrecken sah die von einem goldigen Wonnerausch durchzuckte Maja wieder den kleinen Diener — den Quasimodo ihres Traumes erscheinen.

„Trage diese Zeilen sofort an ihre Adresse." Der Großfürst war an Eugenies Schreibpult geeilt, hastig einige Zeilen hinwerfend — dann das Ganze kuvertierend und dem Diener aushändigend. Majas scharfer Blick hatte noch gerade gelesen: „Lady Maud Malverson", dann war der Großfürst auf sie zugetreten.

„Wer sind Sie, Engel — Huldin — Nixe oder Teufelin? Sagen Sie mir alles, erzählen Sie mir alles." —

Und Maja sagte: „Ich bin gestern abend aus Berlin zur Hochzeit meiner Freundin Cora Randfontain hierher gekommen."

„Mon Dieu, da sind wir ja gemeinsame Gäste — ich will ja auch zum 1. Januar zur Hochzeit dort sein. — Aber was wollen Sie jetzt hier?"

„Ich bin früher gekommen." —

„Und wer sind Sie sonst?" —

„Fast niemand — eine kleine Schriftstellerin."

„Ja aber — Sie wohnen von einem fürstlichen Luxus umgeben." —

„Ich habe einmal träumen wollen — weil ich einem Traumbild gefolgt," sagte sie leise errötend. —

„Und wer war dieses Traumbild?"

„Sie!"

„Aber — ich habe Sie noch nie gesehen! Sie kannten mich ja gar nicht."

„Doch, seit heute morgen, als Sie über meine Koffer stiegen. Ich fuhr im gleichen Wagen mit Ihrer Begleitung hierher. Und ich blieb in diesen Hotel, weil Sie hier wohnten — und diesen Salon bezahlte ich mit dem Glücksgeschenk, das der Himmel mir in den Schoß geworfen. — Ich hätte nicht nur die paar hundert Mark — ich hätte mein Leben darum gegeben," sagte Maja. Sie wußte selbst nicht, inspirierte der Geist der zweiten Kaiserin von Frankreich sie oder war es ihre eigene gelöste Seele, die so kühn, so verführerisch mit dem ihr völlig unbekannten Fürsten redete.

Der schwieg lange. — Dann nahm er langsam Majas Hände und küßte sie.

„Ich habe noch nie einem Menschen geglaubt — aber ich glaube Ihnen, und ich denke, Sie werden nicht bereuen Ihrer inneren Stimme gefolgt zu sein. Sie gestatten, daß ich nun für unser Weihnachtsfest Toilette mache."

Noch einmal küßte Gregor ritterlich Maja die Hand, dann war die kleine Schriftstellerin allein. — Halb ohnmächtig sank sie zusammen. Die Spannkraft ihrer Nerven löste sich in ein Gefühl vollständiger Schwäche auf. Was hatte sie getan? — was angerichtet — was begonnen? Wie wollte sie ihre Rolle durchführen? In einer Stunde wollte der Großfürst wiederkommen — er, der gefürchtetste Frauenräuber des Kontinents — ein Mann, der ebenso viele erfolgreichen Duelle aufzuweisen hatte, wie sich mißlungene Attentate an seinen Namen hefteten — ein Mann, der, wie sie aus den Zeitungen erfahren, der Abgott der Petersburger Gesellschaft und der Schrecken der Nihilisten war. Ein Mann, der gewiß Frauen ihresgleichen, Männer ihres Standes sonst verachtete oder gar unbarmherzig nach Sibirien transportieren ließ. Ein Mann, der nur gewöhnt, mit Fürstinnen oder zweifelhaften Frauen, von höchstem Luxus und Raffi[illegible]ment umgeben, zu verkehren — der Mann wollte zu ihr kommen — mehr noch — er hatte sicher eine andere um ihretwillen verlassen. Ja, war denn das nicht ihr Traum, hatte sie sich nicht — vielleicht mit ihm gar, am Altare knien sehen? — Aber auch der Quasimodo war da! — Ein Schauder, die Ahnung eines kommenden Schicksals überkam sie! — Doch nur nicht grübeln und die Traumbilder mit der Wirklichkeit verdunkeln. Sie mußte handeln — sie mußte die Stunde nützen. — Aber konnte Cora sie nicht stören? Deren Besuch sie jeden Augenblick erwartete! Rasch schrieb sie einige Zeilen an die Freundin, daß sie heute angekommen, doch so von der Reise ermüdet sei, daß sie sich sogleich zu Bett begeben hätte, und ihren Besuch zu verschieben bitte. — Sie klingelte . . . und legte sich dann tiefaufatmend in den Sessel zurück, das Bild der Kaiserin betrachtend.

Aus ihren Träumereien erweckte sie das Kommen des Großfürsten.

„Man wird die Tafel richten, mein gnädiges Fräulein, darf ich Sie bitten, solange in meinen Salon eintreten zu wollen." Und ehe die verwunderte Maja etwas erwidern konnte, öffnete sich die seitliche Tür des Salons und Maja blickte in eine Flucht von Gemächern.

„Sehen Sie, wir waren heimliche Nachbarn und werden nun gute Freunde sein." Er reichte ihr den Arm, und Maja, mit hochklopfendem Herzen, schritt, noch einen Blick auf Eugeniens Bild werfend, am Arm des Großfürsten in seine Gemächer.

„Ich glaube einen Traum zu erleben," sagte Seine Kaiserliche Hoheit. „Noch nie hat mich ein Abenteuer so gereizt — noch nie habe ich ein holderes, schöneres und naiveres Geschöpf kennen gelernt. Noch drückt Sie der Mehltau der Not, der Arbeit, aber wenn Sie sich voll und ganz entfaltet — Ihre Gaben

gepflegt und behütet, durch den Luxus und Reichtum aufgeblüht — — Sie werden eine Königin, eine Herrscherin sein, wenn Sie mir ein klein wenig vertrauen — und dies müssen Sie mir als Revanche für den Weihnachtsbaum erlauben." — Er schob einen funkelnden Rubincapouchon auf ihren kleinen Finger. „Das gleißt wie Blut auf Ihrer weißen Haut," sagte er, ihre Hand an seine brennenden Lippen führend. — „Und warten Sie nur — morgen gehen wir durch Paris, und ich kaufe das Schönste, was wir finden, um meine Weihnachtsfee zu schmücken, und dann — — Sie werden nicht lange hier bleiben — Sie werden mit mir kommen nach dem Süden. Von dort können Sie Cora telegraphieren und sie einladen, Sie zu besuchen. Ich weiß schon eine schöne, verschwiegene Stätte bei Roque Brune. — Dort werden Sie ausruhen und da — da werden wir glücklich sein! Sehr, sehr lange — für immer."

Er hatte wieder ihre Hand ergriffen, legte leise, zitternd vor Aufregung, seine schlanken weißen Finger auf ihren weißen, schimmernden Nacken — bog ihren schlanken Hals zu seinen kühn geschwungenen Lippen, und dann umarmte Gregor von Rußland Maja Rintelmann in einem heißen, glühenden Kusse.

„Man scheint drinnen alles bereit zu haben," sagte er, wie um sich selbst zur Ruhe zu bringen, und ging langsam mit Maja wieder zurück in den Salon. Dort stand ein schimmerndes „Tischlein deck dich" unter dem kleinen flimmernden Weihnachtsbaum — gekühlter Sekt, Trüffelpasteten, Austern, Kaviar — die auserlesensten Delikatessen.

„Man wird uns nicht stören, ich werde Sie selbst bedienen" — und der Großfürst servierte lächelnd den köstlichen Beluga der kleinen Schriftstellerin. Maja saß da wie im Traume. Ein unnennbares Glücksgefühl durchrauschte sie. Sie wußte nicht recht, ob sie lebte oder träumte, sie wußte auch nicht, was sie tat — sie überlegte nicht, daß sie, ein fremdes, einsames Mädchen, aus ihrem arbeitsvollen, mühseligen Weg nun plötzlich alle ihre Prinzipien — ihre Anschauungen fortgeworfen — daß sie den Pfad der Alltäglichkeit verlassen und nun mit einem Male einen ganz ungewöhnlichen Weg beschritten. — Aber sie wollte nichts wissen. — Eugenie hat auch den Augenblick ergriffen — und da drüben — in dem Tuileriengarten — hatte da nicht Gabriele d'Estrée den vierten Heinrich erwartet — nicht die Lavallière um den Sonnenkönig geseufzt — nicht die Pompadour ihre Sklaven geknechtet, und all die anderen unsterblichen Weiber der französischen Geschichte nicht ihr glanzvolles Leben dort gelebt — hier umschwebte sie der Geist der Liebe, die Allmacht der schönen Frauen, die alles erreicht, wenn sie alles gewagt — und lächelnd ließ Maja es geschehen, daß der Großfürst zu ihren Füßen kniete, ihre kleinen Füße küßte — an ihrem Gewand nestelte — und sie — seiner Sinne nicht mehr mächtig — in Eugenie Montijos Schlafzimmer trug.

Es war heller Mittag, als Maja erwachte. — Verwirrt rieb sie sich die Augen. Ja, war's Wahrheit!? sie lag in diesem spitzenumrieselten Bett, an ihrem Finger glänzte der blutrote Rubin — vor ihrem Bett stand schüchtern ein junges Mädchen, das ihr bescheiden die Schokolade reichte — und wirklich — ungeduldige Hände klopften an ihre Türe, und als mit einem Pardon die Hotelzofe das Zimmer verlassen, da stürzte wirklich der Großfürst Gregor von Rußland in einem weißen seidenen, zobelbesetzten Schlafrock in ihr Zimmer, er, der Höchstkommandierende der russischen Armee, kniete vor Majas Bett und bedeckte ihre zarte bebende Gestalt mit heißen Küssen.

„Comme je t'aime ma Mignonne, wir wollen ausfahren, sieh, wie Paris vor dir liegt, ich will es dir zeigen."

Im Nebenzimmer wurden Stimmen laut. — Der Großfürst sprang wütend auf und eilte in den Salon. Maja hörte erschreckt laute Stimmen. „Ja, sie läßt sich nicht abweisen, sie muß Sie sprechen, es sei Gefahr im Verzuge. Sie bittet, den Brief zu lesen."

„Ich bin nicht zu sprechen — geben Sie den Wisch her." — Der Großfürst kehrte wieder zu Maja zurück.

„Was gibt's?" fragte diese ängstlich. Alles, was sie von den Attentaten gegen den Großfürsten gehört, stieg wieder vor ihr auf. — „Nichts, Kind, es geht nichts über exaltierte Engländerinnen — eine eifersüchtige Frau will mir, um mich wieder an sich zu fesseln, mit Attentaten drohen — da, lies den Wisch." — Nachlässig gab Gregor Maja den Brief — Es war der Schrei einer gekränkten Weibesseele, der hier aus diesen Zeilen sprach. Mit tausend Vorwürfen klagend, den Großfürsten beschwörend, zu ihr zurückzukehren, und wenn er es nicht aus Liebe täte — so doch um seiner eigenen Sicherheit willen, denn sie wolle ihm das Geständnis machen, daß sie gedungen sei, ihn zu morden — sie allein könne ihn retten. — Er müsse heute abend um 7 Uhr sie zur Dinerstunde treffen. — Unterschrieben war der Brief „Maud".

Totenbleich hatte Maja die Zeilen gelesen.

„Du brauchst nicht erschrecken, Täubchen, ich gehe nicht zu ihr. Aber stehe auf, wir wollen Paris genießen."

Um fünf Uhr kam Maja heim. — Sie war umnebelt, geblendet von allem, was sie gesehen,

erlebt, von allem, was sie genossen. — Bei Ritz hatten sie diniert. Noch konnte sie den Luxus nicht fassen, nicht begreifen, daß drei Kellner um ihren Tisch geschart, daß der Direktor des Hotels sie mit tiefster Ehrfurcht begrüßt — daß die Augen aller Welt in diesem kleinen weißen Saal auf sie gerichtet. Ja, auch Cora hatte sie gesehen und gesprochen. Sie war Zeugin ihres Triumphes gewesen. — Diese Begegnung hatte sie eigentlich gefürchtet — aber Cora als Mondaine — als Künstlerin — hatte die Situation erfaßt — war rasch an Majas Tisch getreten, um sie und den Fürsten zu begrüßen und zum Abend zu einer kleinen Soiree zu laden. — Damit war ein Stein von Majas Herzen gefallen. Cora faßte die Situation wie etwas Selbstverständliches auf. Wie dankbar sie ihr für diesen feinen Takt war. Wenn sie sie doch heute allein einen Augenblick sprechen könnte — vielleicht würde sie ihr einen guten Rat geben, denn noch immer konnte sie ihr Glück nicht fassen — fühlte sie alles wie etwas Unwirkliches. — —

Aber nun schlug's halb sieben — nun mußte Maja sich anziehen — und richtig, da kamen auch schon all die Kostbarkeiten, ein ganzes Trousseau, das sie heute zusammen ausgesucht, auch das neue bläuliche Samtkleid von Paquin, das Großfürst Gregor eigens für Maja ausgewählt. — Wie umrauschte es ihre zarte Gestalt — wie wundervoll legte sich die köstliche Perlenkette, Cartiers Clou, um ihren zarten Nacken.

Der Großfürst war eingetreten. „Ich muß vor dir knien" — und wieder sank Gregor in seiner unwiderstehlichen Art vor der Frau nieder, die momentan seine Sinne berauschte. „Liebst du mich, liebst du mich auch wirklich — ganz allein — nichts kann mich von dir trennen," sagte er leise. Maja wollte anworten — da klopfte es an die Tür. — Ach — immer, immer erschien dieser Quasimodo! —

„Der Wagen ist vorgefahren," sagte er, „und dieser Brief ist mir als dringend übergeben."

Der Großfürst zerriß ärgerlich das Kuvert. „Lächerlich, ich lasse mir nicht drohen," sagte er. „Komm, gehen wir zum Wagen, deine Freundin Cora wird entzückt sein, dich heute so strahlend zu sehen — meine Geliebte — mein Weib."

Maja erschauerte — dann schritt sie mit dem Großfürsten über den Korridor zum Lift. Sie sah sich im Spiegel des Vestibüls — wirklich, sie sah aus wie eine Fürstin — ein Brillantendiadem funkelte in ihrem dunklen Haar — der dunkelrote Samtmantel, mit dem kostbaren Schwatzfuchs verbrämt, verlieh ihrer mädchenhaften Gestalt eine frauenhafte Würde. — Der schimmernde Schmuck blitzte aus dem dunkeln Pelz hervor bei jeder Bewegung, die den weißen Hals sichtbar werden ließ. Noch einmal sah sich Maja bewundernd im Spiegel an.

„Du gefällst dir und auch mir" — klang es leise und heiß von des Großfürsten Lippen — „und nun komm." Der Großfürst bot ihr galant den Arm, und über dieselbe Treppe, wo sie als unscheinbare Fremde ihren Einzug gehalten, schritt sie am Arm des Großfürsten zur Rampe! Dort hielt der Wagen. Am Schlag der wartende Quasimodo. — Einen Augenblick erzitterte Maja. — „Komm, reizende..." — der Großfürst neigte sich in verliebter Schmeichelei vor Maja, ihr den Vortritt lassend — da stürzte an Quasimodo vorbei eine dunkle Gestalt auf Maja heran — ein Krach — ein Schrei — noch klang es halb in ihren Ohren: „Dich konnte ich nicht töten, aber sie muß sterben" — und mit zerschmettertem Leibe bezahlte Maja Rintelmann den Liebestraum im Salon der Kaiserin! —

Bücher.

Strindbergs „Schwarze Fahnen". Ein furchtbares Buch, — eines der schrecklichsten Bücher: wie eine hohe, schöne erhabene Stigne voller Schorf und Aussatz. Das Genie des Hasses, der lieben möchte, hebt sich in ihm aus; es ist von einer satanisch-grandiosen Häßlichkeit, obgleich sie mosaikartig aus einer Unzahl scheußlicher Einzelheiten zusammengesetzt ist. Dämonisch durch und durch bannt dieses abscheuliche Meisterwerk (Hexenmeisterwerk) den Leser in einen schauerlichen Kreis gräßlichlebendiger Gespensterfratzen. Ein Totentanz der Kultur nach dem Takte eines gefallenen Engels: man möchte nicht mehr zusehen und muß, muß. Aber für „Sittenschilderungen vom Jahrhundertwechsel" nimmt man diese kalibanischen Verzerrungen doch nicht. Der Haß, der sie eingab, und die Kunst, die sie zeichnete, diese beiden sind echt; aber der Haß kann wohl ein großer Künstler, jedoch kein dokumentarischer Schilderer sein. Wenn Moralisten (wie Savonarola, Strindberg, — Wedekind) von den Sitten ihrer Zeit handeln, so klagen sie an, — nicht gerade wie Staatsanwälte, aber doch als Anwälte irgend einer beleidigten großen Sache, und sei es auch nur ihr Glauben, ihr Wissen, ihr Wollen. Sie klagen an: das heißt: sie übertreiben. Was der Staatsanwalt aus Pflicht und Amt und daher kalt tut, tun sie voller Wärme aus Leidenschaft und innerem

Beruf. Man kann ihre Hantierung abscheulich finden, unheilvoll, vielleicht auch albern, aber man wird ihnen den Respekt nicht versagen dürfen, der jedem Idealisten gebührt, — wenn er nicht bloß ein Dilettant des Idealismus ist. Indessen wird man gerade Idealisten gegenüber auf seiner Hut sein müssen: sie sind voller Lehren, aber gefährliche Lehrer, denn ihr Weltbild ist immer falsch. Ich rate: freut euch an ihrer Kunst, aber glaubt ihnen nicht. Sie alle wollen das, was dem Größten ihrer Art scheinbar gelungen ist: die Menschheit verrenken. —

Wieviel Liebe (bis zur Verstiegenheit) in dem Hasse Strindbergs steckt (er könnte ohne diesen Kern nicht so ungeheuerlich sein), zeigt das sechzehnte Kapitel der „Schwarzen Fahnen". Es gibt keinen Begriff von dem Grundton dieses außerordentlichen Buches, wohl aber vom Grundwesen dieses außerordentlichen Genies.

Otto Julius Bierbaum.

Chr. Groteveld, „Das Finanzsystem des Deutschen Reiches". (Verlag von E. Pöschel, Leipzig, 1906). Das Buch, das vor Allem den breiteren Schichten des Volkes eine verständliche Auseinandersetzung über die Etataufstellung des Reiches, seine Ausgaben und Deckungsmittel, bringen soll, ist kurz, klar und übersichtlich gehalten; Vorzüge, die bei der immerhin nicht unbeträchtlichen Complicirtheit unseres gesamten Steuerwesens das kleine Werkchen empfehlbar machen. Aktuell ist es durch unsre momentane Geldmisère auch. Dazu kommt, daß der Verfasser sich mit einem reinen Referat nicht begnügt hat und zu positiven Aenderungsvorschlägen für die Finanzirung fortschreitet. Nur in dem Uebergang zu direkten Reichssteuern sieht er das Heil und findet sich damit nicht nur auf den Bahnen des Liberalismus, sondern auch auf denen, die Herr Staatsminister von Podbielski in Nr. 3 des „Morgen" als gangbar entwickelt hat.

Xiphilin.

Homers Ilias, deutsch von Hans Georg Meyer. (Verlag Trowitzsch & Sohn, Berlin, 1907.) Ein neuer Homer, und dazu noch ein guter, sogar in Hexametern! Neben dem der liebe alte Voß sich ausnimmt, wie eine Carrikatur. Gewiß, immer wird eine Uebersetzung Surrogat bleiben; doch nicht jedem ists, in der Hast des modernen Lebens, gegeben, sich im Lande Homers so heimisch zu machen, daß er mit dem Sänger sich in seinen Dialekten unterhalten könnte. Soll ihm die Griechenwelt deshalb verschlossen bleiben? „Es giebt, sagt Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff mit Recht in seiner, guten, Vorrede zur übersetzten Orestie, es giebt einen Dünkel der Halbgelehrten, der dies Bestreben verwirft. Wozu übersetzen? sagen sie; wer die Dramen lesen will, der soll Griechisch lernen. Ja, wo denn? wohl bei denen, die so reden, wohl auf den preußischen Schulen? Das Griechisch, das da gelernt und vielfach auch gelehrt wird, kenne ich, — ich will hier nichts darüber sagen. Diese Halbheit, die weder die ganze Wissenschaft erfassen kann, noch die Hoffart des Bildungsphilisters fahren lassen mag, ist ganz wesentlich Schuld daran, daß die Deutschen mit dem Klassicismus auch die Klassiker verwerfen. Ich wende mich gerade mit besonderem Zutrauen an die, welche sich den Wahn, Griechisch gelernt zu haben, nicht erst abzugewöhnen brauchen. Nicht den Nachbetern einer abgestandenen Kunstlehre noch den bildungssatten Décadents, sondern denen, die unverdorben und meinethalben ungebildet nach dem reinen Lebenswasser einer großen ächten dürsten, will ich dienen, indem ich ihnen einige solche Werke vermittle, so gut ich kann. Vielleicht wecke ich ihnen nebenher die Lust, Griechisch zu lernen, oder doch die Erkenntnis, daß es sich lohnt, es zu lernen, aber erst lohnt, wenn mans ordentlich lernt." Besseres wüßte ich zur Rechtfertigung auch dieser Uebersetzung nicht zu sagen. Sie ist leicht verständlich (was Voß nicht ist), verrenkt nie die Sprache, ist in modernem Deutsch, nicht im Canzlistenstil einer hundertfünfzigjährigen Aktensyntax geschrieben und umgeht die zahllosen Uebersetzungsfehler, die Voß, ohne subjektives Verschulden freilich, nicht zu meiden vermocht hat. Dem Philologen sei noch gesagt, daß, nach meinem Empfinden, diese Ilias eine beträchtlich reifere Arbeit darstellt, als des Verfassers vor zwei Jahren erschienene Odyssee.

K. S.

Georg Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut. Der politische und literarische Ruhm Georg Herweghs war ein temporär bedingtes Moment von ephemerer Bedeutung. Er glich einer Rakete, die in die politische Gärung der Revolutionsjahre hineinfuhr, den geistigen Staub des Philisteriums aufwühlte, aber keine freie Höhe erreichte, von der er auf spätere Geschlechter leuchtend herniederblitzte. Herweghs „Gedichte eines Lebendigen" sind für uns eher ein zeitgeschichtliches Dokument als eine literarische Tat. Sie sind der Mund, die Gedanken, das Gefühl des Volkes, gesehen durch das Temperament eines leidenschaftlichen Menschen und eines halben Dichters. Wir müssen ihre Zeit verstehen, wenn wir ihre Wirkung, ihren Erfolg begreifen wollen. Jene Zeit, deren politische Bewegung uns mehr interessiert als seine künstlerische, und deren Literatur der halbvergessene Dichter Dranmor einmal treffend „Papierschnitzelliteratur" genannt. Goethes Tod hatte geistige Niederungen geschaffen, aus der sich selten ein starrer Fels emporreckte, den Jahr-

zehnte nicht schon verwitterten. Der politische Sumpf, der den Befreiungskriegen folgte, fand wenigstens bald eine Reaktion in den revolutionären Gedanken der Jugend, der dichterische aber schleppte sich wie eine Elegie durch die Zeit, bis auch hier der politische Gedanke dichterische Talente schaffen mußte, die den Kampfgesang nach Freiheit und gegen die politische Zwangsjacke anstimmten. Die dichterische Halbheit aber als Verkörperung des politischen Ideals mußte eine Auflehnung gegen die rein ästhetischen Werte Goethes zeitigen — eine markante Signatur jener Zeit, die sich einen Dichter ohne politische Ideale nicht denken konnte. Das Volk dämmerte steril in die großen Tage der Umwälzung hinüber, aber das Ohr gestimmt auf das neue Wort und den neuen Ton. Und diesen neuen Ton brachten 1841 Herweghs „Gedichte eines Lebendigen". Sie waren der Mund des Volkes, sein Gedanke, sein Gefühl. Was es halb unbewußt dachte, drückte eine edle Begeisterung mit echtem Schwung und vielem Geschick aus. Unmittelbar, ehrlich und hell gestimmt, waren sie ihm ein Triumph, den seine späteren Werke nicht mehr rechtfertigten oder aufleben ließen. — Jetzt hat der französelnde Herr Marcel Herwegh die Briefe seines Vaters mit seiner Braut herausgegeben, die sein literarisches Andenken wieder aufleben lassen sollen. Aber um es gleich vorwegzunehmen: seine Briefe zeigen ihn in keinem anderen Licht, ja, sie wirken gegen die seiner Braut gezwungen, farblos, fast unbedeutend. Literarisch sind sie höchstens interessant, nicht wertvoll. Man fühlt in ihnen nicht den Dichter, dessen Worte einst die Gemüter aufrührten, nicht den tollkühnen, herzhaften „Freiheitspoeten", für den er sich selbst ausgegeben; man stößt alle Augenblicke auf eine eitle Geste oder eine leere Phrase. Die Herzlichkeit des Tons wirkt gezwungen, ihr fehlt das Unmittelbare, das Zuherzengehende. Die Briefe Emma Siegmunds dagegen, seiner tapferen, freiheitschwärmerischen Braut, die als Tochter eines bekannten Berliner Großkaufmanns eine gewählte künstlerische und gelehrte Gesellschaft um sich zu scharen wußte und eine gute Bildung mit feinem Geschmack und einem starken Temperament verband, sind warme, menschlich schöne, von übergroßer Bewunderung erfüllte Liebesepisteln. Man verzeiht der Wärme ihres Gefühls einige schiefe Urteile, ihrer tiefen Neigung jene kritiklose Bewunderung des Geliebten, die sie Größeren versagt . . . Im Letzten aber wirken sie eindrucksstark und volltönend, gedanklich unbefangen und liebenswürdig belebt. Der Briefwechsel, der nur die kurze Zeit vom November 1842 — ihrer ersten Trennung — bis zu ihrer nach manchen Abenteuern erfolgten Wiedervereinigung in der Schweiz im Februar 1843 umfaßt, läßt deutlich die Einheit ihrer Charaktere und Veranlagung hervortreten: die demagogische Grundstimmung und den Haß aller politischen Engherzigkeit, die beide beseelen. Im Hintergrunde haben wir in matter Beleuchtung ein Gemälde der Zeit, das die ausführliche, aber etwas unkritische Einleitung und der erdrückende Kommentar gewissenhaft ergänzen. Das Buch ist bei Robert Lutz in Stuttgart als 10. Band der „Memoirenbibliothek" erschienen. Oest.

„Bücher der Weisheit und Schönheit, herausgeg. von Frhrn. von Grotthuß.
„Was sagt Goethe" über Religion, Ethik, Lebensführung, Kunst, Philosophie, Naturforschung und Staatskunst.
„Beethovens Briefe."
„Gobineau," Auswahl aus seinen Schriften.
„Montaigne," Auswahl.
„Montesquieu," Auswahl.
„Hans Sachs," Auswahl.

Diese Sammlungen geben das Wichtigste und Interessanteste aus den Werken der großen Denker und Dichter aller Zeiten und aller Völker.

Ferrero: Größe und Niedergang Roms. 2 Bände. (Julius Hoffmann.)

Aus diesem ausgezeichneten Werke brachte die Wochenschrift „Morgen" bereits einen längeren Abschnitt.

Notiz.

Die diesem Hefte beigegebene Kunstbeilage „Detlev v. Liliencron" ist dem in der vorigen Woche parodistisch (manch einer nahm's freilich für ernst) besprochenen Werke „Zehn lyrische Selbstporträts" (Dieterich'sche Verlagsanstalt) entnommen. Das Interesse, welches der Besprechung folgte, veranlaßt uns, hier nochmals auf das Werk hinzuweisen.

In verdoppeltem Umfange erscheint bei Marquardt & Co. das 7. bis 11. Tausend des Rainer Maria Rilkeschen Werkes über „Auguste Rodin". Auch die in diesem Hefte aufgenommenen Zeichnungen waren anfänglich für dies reich illustrierte Werk bestimmt. Sie werden nun erst in der nächsten Auflage Aufnahme finden.

Der X. Band von Karl Lamprechts „Deutscher Geschichte" wird den in diesem Hefte an erster Stelle veröffentlichten Aufsatz enthalten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wiltzek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / **Richard Strauß:** Musik / **Georg Brandes:** Literatur
Richard Muther: Kunst / unter Mitwirkung von **Hugo von Hofmannsthal:** Lyrik.

Autorenverzeichnis

1907

Juli — Dezember

Heft 1—29

Marquardt & Co.
Berlin W. 50.

A.

Anonym, 542, 612, 645, 677, 745, 806, 808, 837, 843, 870, 879, 950, 952.
Asch, Schalom, 431.
A. L., 193, 251, 412, 477, 544, 580, 616, 679, 840, 842, 878.

B.

Bab, Jul., 191, 507, 614.
Bang, Herm., 767.
Bartholomé, P. A., 350.
Bierbaum, Otto Jul., 21, 117, 205, 346, 360, 421, 448, 535, 641, 672, 723, 835, 852, 950.
Björnson, Björnstjerne, 852, 936.
Blech, Leo, 626.
Blei, Franz, 571.
Blumenthal, Herm., 446.
Bölsche, Wilh., 341, 459, 521.
Brandes, Georg, 11, 170, 295, 395, 545, 754, 786, 829, 889, 936.
Brandi, K., 598.
Bredow, C. v., 128, 151, 390, 444, 476, 686, 930.
Bücher, neue, 251, 446, 616, 839, 878, 950.
Buchwald, Bruno, 541, 577, 646, 743, 807, 876.

C.

Carnegie, Andr., 137, 358, 559, 834.
Carossa, Hs., 27, 562.
Corinth, Ludw., 169.

D.

Dauthendey, M., 502, 850.
Dehmel, Rich., 171, 849, 895.
Delius, R. v., 773.
Dessoir, M., 169, 329.
Destez, Eug., 231, 484.
Doenges, Hofr., 825.

E.

Eloëssier, Arth., 404.
Ernst, Otto, 247.
Eulenberg, Herb., 280, 871, 939.
Ewers, Hanns Heinz, 578, 579, 629, 695, 853.

F.

Ferrero, G., 702.
Fieleck, S., 771, 941.
Fließ, Wilh., 163.
Förster-Nietzsche, Elis., 488.
France, Anatole, 600, 660.
Freund, Dir., 160.
Fürth, Henr., 475.

G.

Geijerstam, Gust. af, 853.
Gerlach, H. v., 585.
Goldbeck, Ed., 220, 377, 741, 869, 941.
Goldberger, M., 861.
Gurlitt, 44.

H.

Halbe, M., 937.
Handl, Willi, 410, 473, 506, 642, 675, 776, 875.
Harden, Maximilian, (siehe: Bierbaum, Björnson, Dauthendey, Dehmel, Ewers, Geijerstam, Goldbeck, Halbe, v. Hofmannsthal, Holz, Graf Keßler, Konrad, Liebermann, Heinr. Mann, Thom. Mann, Arth. Schnitzler, Karl Schnitzler, Strindberg, Sudermann, Trebitsch, Wedekind, Widmann, v. Wolzogen.)
Hauptmann, Carl, 18, 497, 604.
Hausegger, Sigm. v., 526, 712.
Hearn, Lafcadio, 243.
Heilbut, 166.
Heine, H., 279.
Hellpach, Wilh., 531.
Henckell, C., 939.
Hoensbroech, Graf v., 161.
Hofmannsthal, H. v., 53, 123, 372, 664, 936.
Holitscher, Arth., 153, 854.
Hollaender, Vict., 274, 313.
Holz, Arno, 852.

J.

Jaeckel, Otto, 617.
Jentsch, Karl, 289, 455, 493, 718, 779.
Jourdain, Fr., 218.
Israels, J., 171.

K.

Kahn, Guft., 159, 222.
Keßler, Harry Graf v., 8, 936.
Kohler, Joſ., 35.
Koigen, Dav., 97, 129.
Konrad, Mich. Georg, 850.
Kunowski, Loth. v., 187.

L.

Laband, P., 6, 549.
Lamprecht, C., 90, 882.
Lansburgh, 28, 62, 94, 126, 157, 190, 218, 247, 317, 348, 381, 408, 439, 473, 504, 590, 690, 775, 819.
Lemaître, Jul., 822.
Lichtwark, Alfr., 634.
Liebermann, M., 166, 849, 912. (Siehe auch: Bartholomé, Brandes, Corinth, Dehmel, Deſſoir, Jourdain, Israels, Prévoſt, Rodin, Roll, Scheffler, von Stuck, v. Tſchudi.)
Liſzt, Frz. v., 88.
Litzmann, Berth., 673, 731.

M.

Mann, Heinrich, 938.
Mann, Thomas, 214, 849.
Maupaſſant, Guy de, 738, 795.
Meyer, R. M., 621.
Michels, R., 299.
Mjöen, C., 857.
Moll, Alb., 141.
Muſikrundſchau, 542, 612, 645, 677, 745, 806, 873.
Muther, Rich., 19, 84, 325, 692.

N.

Naumann, Friedr., 383.
Nietzſche, Friedr., 913.
Notizen, 96, 222, 414, 511, 544, 615, 679, 747, 952.

O.

Oppeln-Bronikowski, Fr. v., 32, 181, 193.

P.

Pannwitz, R., 414.
Paulſen, Eliſ., 185.
Pelletan, C., 72, 259, 655.
Pfennig, 30, 382.
Podbielski, Vict. v., 99.
Preuß, 568.
Prévoſt, Marc, 350.

DATE DUE

UCR... AUG 0 8 2006

RENEWALS
933-2724

GAYLORD

PRINTED IN U.S.A.